Princeton University Library
32101 066456581

Velhagen u. Klasings Kriegs Almanach

RECAP
3429
,931

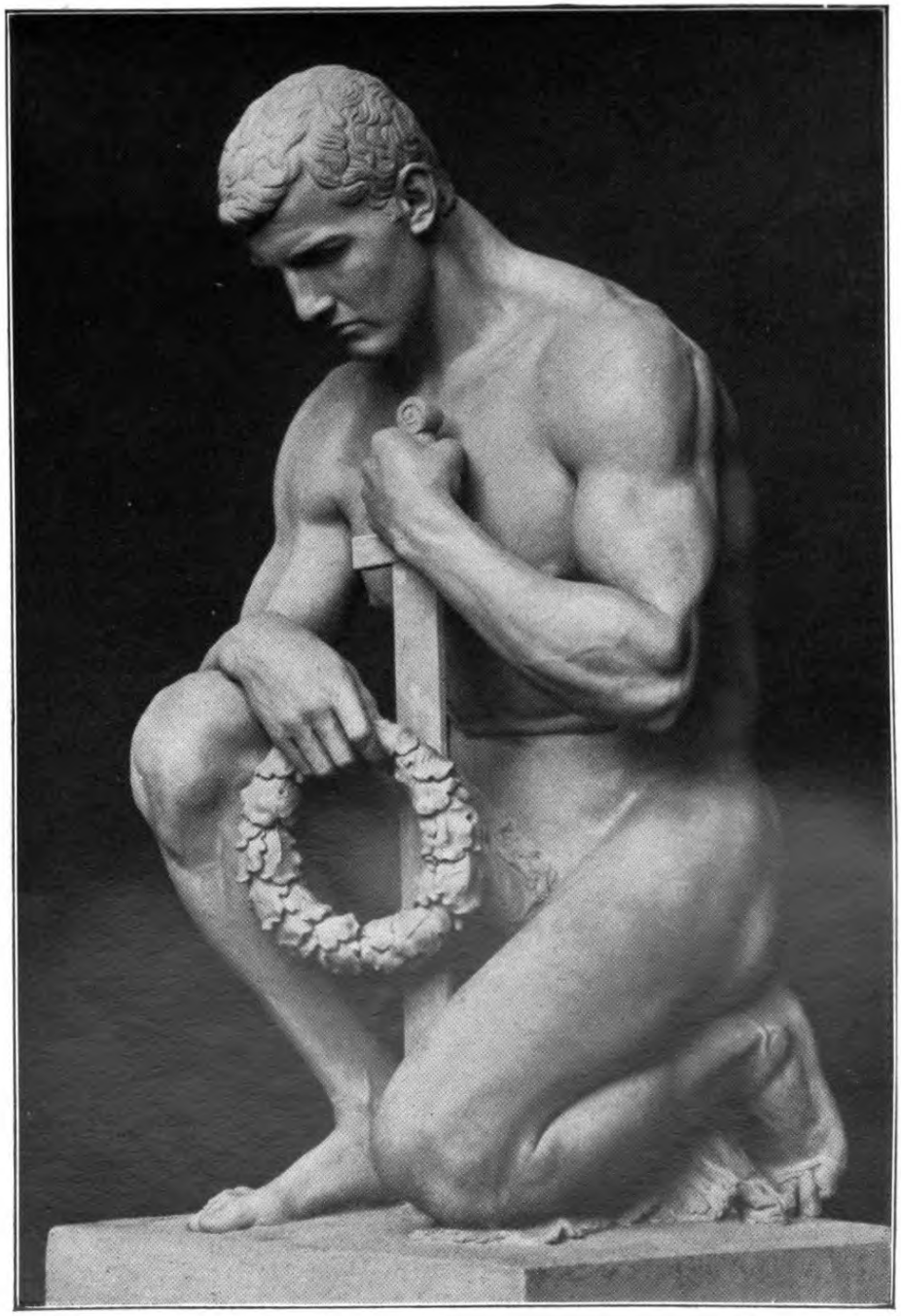
.916

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Velhagen & Klasings Kriegs-Almanach



Der Sieger
Bildwerk von Prof. Wilhelm Wandschneider

Kriegs-Almanach

Herausgegeben
v. d. Schriftleitung von
Velhagen und Klasings
Monatsheften
1916

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Inhalt

(RECAP)
3429
.931
I2.6
558669

Erzählendes und Aufsätze

Seite

Viktor von Kohlenegg: Philp. Einer von Vielen. Erzählung 1
Paul Herre: Das neue Deutschland 21
Emmi Lewald: Der letzte Brief. Eine Stimme von der Front 33
Heinrich Lilienfein: Hansen Seipolts Traum . . . 38
Fritz von Ostini: Der Krieg und die Maler. Mit vierzehn zumeist mehrfarbigen Abbildungen 67
Curt Moreck: Der andere Wille. Novelle 87
Otto Röse: Die Psyche des Italieners. Eine beschauliche Studie 97
Auguste Supper: Sein Anteil. Erzählung 113
Karl Hans Strobl: Michael Jablonskis seltsames Schicksal. Novelle 141

Dichtungen

Carl Bulcke: Kriegsfreiwilliger auf Vorposten. . . 20
Hugo Salus: Deutscher Mastbaum. 64
Frida Schanz: Herbstpastell. 96
Ernst Lissauer: Geschenkstrophen. 139
Hans Caspar von Zobeltitz: Der Osten an den Westen 159
Hugo Reisiger: See-Totenlied 160

Kunstbeilagen

Wilhelm Wandschneider: Der Sieger. Bildwerk. Tondruck . . . . . Titelbild
Arthur Kampf: Bei der Lampe. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . 16—17

Seite

Angelo Jank: Generalfeldmarschall von Hindenburg. Gemälde. Tondruck . . . . . 32—33

L. Heinrich Heyne: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . 48—49

Hans Bohrdt: Auf hoher See. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . 96—97

Alfred Rottmanner: Die Räucherschale. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . 112—113

Heinrich Wirsing: Kugelspielerin. Bildwerk. Tondruck . . . . . 144—145

Philp. Einer von Vielen

Von Viktor von Kohlenegg

Philp stand in der zweiten Hälfte der Zwanzig und war Privatdozent. Er hieß eigentlich Philipp. Aber er war von Kindheit an so genannt worden, und das war ihm bis zum heutigen Tage hängen geblieben. Der Name paßte wohl zu ihm. Er selbst hatte, als er Primaner wurde, einmal Schritte getan, wieder zu seinem vollständigen Rufnamen zu gelangen. Aber keiner hatte sich darum gekümmert. Die Freunde, die Großeltern, bei denen er aufwuchs, denn die Eltern waren früh gestorben, alle, die ihm näher standen, nannten ihn nach einer kurzen Pause des Erstaunens oder Nachdenkens ruhig Philp weiter, als verstünde sich das von selbst.

Er war mittelgroß, ein wenig dick und bequem. Sein hübsches Haar war braun und weich, sein Auge ernst und nachdenklich, sein Mund rot, verwöhnt, gern zu einem klugen, überlegnen Lächeln geneigt; und auf Philps Stehkragen lag ein kleines Doppelkinn, besonders wenn er am Schreibtisch arbeitete und seine Gedanken spann, aber auch beim Spazierengehen; ein Doppelkinn, wie es ein klares, geruhiges Insichbeschäftigtsein, das sichre und frohe geistige Behagen schafft. Er war kein körperlicher Held und besaß keinen Sinn für Gewaltsamkeiten. Er trieb auch keinen Sport; er spielte nur ein wenig Tennis, ohne scharfe Leidenschaft. Er dachte wie viele Menschen mitunter daran: daß man eigentlich mehr für seinen Körper tun müßte, erkundigte sich bei Freunden nach den Freuden und Wohltaten des Reitens, ließ sich wohl auch einen Stall und Lehrer empfehlen, fand anerkennende Worte für den Segel- und Ruderbetrieb; aber wenn er einmal ‚mitruderte', dann saß er immer am Steuer oder sorgte durch sein Gewicht für

die richtige Belaſtung, bald rechts, bald links. Man kam eben nicht zu mehr. Keine Zeit, keine Gelegenheit oder auch kein rechter Trieb. Er trug ſich fein und einfach, aber immer ein bißchen bequem. ‚Philp . . .‘ man nannte ihn manchmal mit einem Lächeln, aber immer mit einem freudigen, faſt zärtlichen Ton in der Stimme und unbedingt mit Ernſt und hohem Reſpekt, wenn man von ſeinen Arbeiten ſprach.

Er war Literarhiſtoriker und hatte eine Neigung für das Stille, Warme, Lächelnde, Abſeitige, ſeltſam Abgründige, Skurrile und für den Humor. Er hatte ein feines Buch über Gottfried Keller geſchrieben, eine größere Abhandlung über Stifter, ein Büchlein über E. Th. A. Hoffmann. Sein Liebling aber und der Mann ſeines Hauptwerks, das er in jahrelangen Studien vorbereitet, und deſſen Leben und Wirken er ausſchöpfen wollte, war Jean Paul. In dieſen tiefen und wunderlichſten Deutſchen war er innig verſponnen. Er kannte ſeinen trüben, ſchweren Schatten und ſeinen leuchtenden Glanz; aber er liebte ihn auch in ſeinen Dunkelheiten und langatmigen Schwächen, und hatte eine feine Gabe, im Geſpräch und beim Schreiben das oft verſchüttete Geſtalthafte des Bayreuther Mannes herauszuheben und in reinem Humor oder zarter Menſchlichkeit aufleuchten zu laſſen. Er hatte auch ſchon über Jean Paul und die voraufgegangene Sturm- und Drangzeit Verſchiedenes veröffentlicht, hatte eine Sammlung ſeiner Werke ausgewählt und muſtergültig erläutert; ſein Wunſch war es, für einen weiten Leſerkreis manche der Stücke zu kürzen, das üppige, verdorrte Rankenwerk zu beſchneiden, unbekümmert darum, was die Zunft dazu ſagen würde . . . Seine Hauptaufgabe indes lag noch vor ihm: die große Jean Paul-Biographie und deſſen weitſchichtiger Briefwechſel. Er ſtand am Anfang dieſer gewaltigen Arbeitsſtrecke, die nicht bloß dem Mann, ſondern auch einem weiten Stück deutſchen Weſens und deutſcher Kultur galt. In ſeiner Arbeit war Philp tiefernſt, zäh, fleißig, ſtetig, und jede Schwierigkeit ſpornte ſeinen ſtill glühenden Arbeitswillen.

Er war nicht ſehr geſellig. Er verkehrte in einem Kreis gleichgeſinnter Freunde, die ſich an jedem Freitag

in einem alten gemütlichen Weinlokal in der Französischen Straße trafen. Er ging gern ins Theater, noch lieber in die Oper und in Konzerte. Aber er saß des Abends, nachdem er seinen regelmäßigen Spaziergang am Spätnachmittag im Tiergarten und in ein paar buntbelebten Straßen gemacht hatte, ebenso gern daheim, arbeitend, lesend, rauchend.

Philp wohnte noch immer bei seinen Großeltern in einem alten Haus der Magdeburger Straße dicht am Ufer. Kein Mieter wohnte unter zwanzig Jahren in dem Haus. Er selbst hatte bloß vorübergehend mal daran gedacht, sich ‚selbständig' zu machen. Großvater war Geheimrat, ein fast achtzigjähriger Emeritus, ein weißes, zartes Greislein mit dünnem weißen Vollbart; und Großmutter war ein zierliches, feines Weiblein von einigen siebzig, das aber noch wie ein Wiesel huschte und für Haus und liebes Behagen emsig sorgte.

Nein, so warm und still hätte es Philp nirgend anderswo gehabt. Die beiden Alten sahen nur auf den Enkelsohn, alle ihre Gedanken und Gespräche drehten sich um Philp, sein Tun, sein Wohlbefinden, seine Arbeit, seine Aussichten. Seine Freunde waren ihre Freunde, seine Freuden und Kümmernisse die ihrigen. Ihr eignes Leben lag hinter ihnen, da wärmten und sonnten sie sich an dem jungen neben ihnen und hielten sich dabei verwunderlich frisch durch die linde Sorge und geistige Teilnahme.

Großvater war in alle Arbeiten Philps eingeweiht, hatte jeden Aufsatz entstehen sehen, hatte mit seiner immer noch prächtigen kleinen Schrift Auszüge aus dicken Büchern gemacht, sogar Abschriften hergestellt mit behaglichstem Schmunzeln und Knurren, wobei er bedächtig eines seiner drei täglichen feinen Zigärrchen rauchte. O, er war auch ein Jean Paul-Weiser geworden, wußte im Titan, im Wuz, im Hesperus und in den Flegeljahren Bescheid, sprach mit Großmutter davon, mahnte, erklärte und warb und war doch erbost, wenn ein andrer ebenfalls von diesen Dingen eine Ahnung hatte, oder gar darüber schrieb. Das schien ihm wie Einbruch oder lächerliche Anmaßung. Das war Philps Sonderbereich!

Doch die Alten beschränkten ihn keineswegs in seiner

Bewegungsfreiheit. Kein Gedanke dran! Mitunter, wenn sie sich auf ein Spielchen abends gefreut oder wenn man hatte musizieren wollen — Philp spielte Geige und zwei seiner Bekannten Cello und Klavier — und es wurde nichts daraus, weil Philp plötzlich eine Verabredung getroffen oder sonst keine Neigung und Zeit dazu hatte ... dann sahen sich die Alten nur an, und Großvater reckte sich ein bißchen, kniff die Lippen ein und bewegte einmal langsam die Augen zu Großmutter hin; das hieß: lassen wir ihn! Jugend will ihren Willen und ihre Freiheit haben! Jugend will sich austummeln! Seien wir nicht egoistisch und unduldsam, Mutter! Und Großmutter nickte rasch und ernst und huschte im letzten Augenblick Philp nach, damit er auch die richtigen Handschuhe, das seidne Halstuch fände oder die Gummischuh anzöge, wenn es draußen stürmte und regnete. „Haha, Mutter, verwöhn' ihn nur! Päppel' ihn nur! Wehr' dich, Philp! Ich hab' mich mein Lebtag wehren müssen!" lachte der forsche alte Herr. Und dann saßen sie und sprachen von Philp, während die Tür nach seinem Studierzimmer offen stand.

Als der Krieg ausbrach, war man auch in der Magdeburger Straße wie im Rausch. Großmutter rang zwar die feinen weißen Hände und sah mit großen grauen Geisteraugen erschrocken um sich. Großvater aber war erregt, daß er keinen Augenblick still sitzen konnte. An jedem Morgen war er gestiefelt und gespornt, um mit Philp davonzulaufen, auf dem Potsdamer Platz, Unter den Linden nach dem Rechten zu sehen, Zeitungen zu kaufen; er ging straffer einher, sprach lauter, lärmender, trug das steife schwarze Filzhütchen ein wenig nach hinten und schwang schon im Zimmer den Spazierstock. Er schimpfte furchtbar auf Russen, Franzosen, vor allem auf die Engländer — und diese Japs — diese Japs — hoho— diese — diese — Und dann leuchtete sein kleines Greisengesicht, weil er die gewaltige, brausende Zeit, diesen Aufschwung, diese Kraft und herrliche Einheit noch erleben durfte.

Großmutter war stiller. Sie huschte wie sonst umher. Sie machte sich jetzt noch mehr als sonst an Philps Wäsche, seinen Kleidern, Schlipsen und Handschuhen zu schaffen,

wischte an seinen Büchern und Bildern, räumte seinen Schreibtisch, den er selbst in peinlichster Ordnung hielt, noch umständlicher auf, und lauschte dabei immer wieder, ein wenig schreckhaft, nach draußen, ob sie neue Zeitungen ausriefen, ob es wieder läutete oder schoß ... ob es vielleicht gar schon einem nahen Frieden galt ...? Du lieber Gott, vier — fünf Feinde — an jedem Tag, in jeder Woche wurden es mehr — wo sollte der Kaiser bloß die Soldaten hernehmen? ... Alle mußten sie mit — alle! — vielleicht sogar die, die niemals gedient hatten! — Großvater sprach sehr ernst und schneidig davon, wobei ihm freilich selber zuletzt immer die Stimme ein bißchen wacklig wurde; auch in den Zeitungen stand es. Siebzig ... nein, da war es nicht so toll gewesen ... da hatte man bloß noch auf die Landwehr zurückgegriffen. Großvater meinte manchmal tröstend: daß es wohl auch diesmal damit sein Bewenden haben würde, denn die Volksdichte wäre in den letzten vierzig Jahren mächtig gewachsen. Ach, lieber Gott im Himmel, beschütze unser Land und unsre Kinder ...! Aber Großvater, wenn er so etwas hörte, reckte den alten kleinen Körper, senkte die Mundwinkel und bewegte langsam und beschwörend die Augen: ‚Kurage, Frau! Nichts merken lassen! Kommt Zeit, kommt Rat. Wir dürfen es ihm nicht schwer machen! ...' Doch mitunter saß auch er still in der Ecke, und das Zigärrchen schmeckte ihm nicht, oder er strich seltsam ruhelos an Philps langen Bücherregalen hin und stand dann tief versunken am Fenster.

Philp selbst hatte manches von seiner lächelnden Ruhe verloren. Er traf sich jetzt oft mit den Freunden. Sie holten ihn ab. Dann gingen die Türen laut, das blanke Parkett knarrte unter raschen Jungmännerstiefeln, Stimmen erhoben sich, politischer Streit, Flüche, Lachen, Gesang, und dann zogen sie wie eine Horde wilder Jungen davon oder kamen noch in später Nacht mit dem Neusten, mit einem Sieg, mit einer neuen Kriegserklärung hochrot angestürmt. Philp dachte, wie die meisten, daran, sich freiwillig zu melden. Er sprach rasch und bestimmt davon und ging im Zimmer auf und ab. Großvater schwieg erst. Dann meinte er: „Überleg' das noch, mein Junge! Noch ist keine

Not am Mann. Man wird euch, verlaß dich drauf, schon rufen, wenn's nötig wird. Man kann schließlich auch im Geistigen dienen, Philp, jetzt und später. Auch ihr müßt dasein, für jetzt und später. Hier kannst du am Ende ebenso Gutes und vielleicht mehr leisten. Keine Überstürzung, mein Junge! Immer ruhig Blut!" Und Großmutter glitt klein und angstvoll umher und bat bloß mit den Augen. ‚Sie werden dich schon holen, Philp ... wart' nur ... wart' nur ... Sie werden dich schon nicht vergessen ...!'

Da ließ es Philp nach einer kurzen Zeit des Zögerns und Widersprechens bleiben. Einige seiner Freunde hatten ihren Entschluß allerdings ausgeführt und waren angenommen worden. Das wurmte ihn flüchtig, weckte eine stille Scham und Reue in ihm. Er saß ein wenig bedrückt vor seinen Büchern und Papieren. Die Welt Jean Pauls und der andern Abseitigen schimmerte ihm ferner und fremder, war wie versunken vor der lauten, starken, heiligen Gegenwart, war blaß und blutsdünn gleich einer belächelnswerten Traumwelt — so schien es selbst Philp in diesen Tagen, die durchbraust waren von Lärm, Kraft und Krieg.

Aber wenn er sich des Abends im Bett streckte, dann faßte ihn immer ein tiefes, warmes Behagen und fast eine Angst, ein Grauen vor der möglichen Zukunft und eine Dankbarkeit darüber, daß er noch daheim war. Und am Morgen, wenn er sich nach dem Kaffee seine Zigarre ansteckte und sich an den Schreibtisch setzte — denn es dünkte ihn als Pflicht, daß jeder seine Arbeit ernst weiter tat, es war ungehörig von früh bis spät draußen umherzulungern, auf Nachrichten zu warten, in Kneipen und Kaffees zu sitzen und zu schwatzen! — dann wuchs ihm mit einigem Zwingen und gutem Willen bald doch wieder die Liebe und das Verständnis für seinen Stoff und seine Arbeit. Da sah auch er die feinen, hellen Brücken, die von der Gegenwart in das geistige Leben der Zukunft führten. Es war Pflicht, die gefüllten goldnen Eimer des Wissens und Denkens auch in dieser Zeit weiterzureichen, denn der Krieg, so gewaltig und erhebend er war, war niemals das Dauernde. Das war nur der Frieden, den sie alle trotz allem am meisten liebten ...

Da wurde das Leben wieder geruhiger und ſtetiger in der Magdeburger Straße. Man lebte die Ereigniſſe mit, froh und bang, leuchtenden Auges und ernſten Mundes, dankbar gegen Gott, die Führer und Männer draußen. Aber dann ging man immer wieder an ſeine Arbeit. Großvater machte ſeine Exzerpte. Großmutter glitt durch die Wirtſchaft und war immer mit Philps Sachen beſchäftigt. Und Philp baute mit ſtärkerem Eifer als je, oft faſt haſtig und krampfhaft, von früh bis in die ſpäte Nacht an der großen Lebensgeſchichte des abſeitigen Bayreuthers, deren erſte Kapitel des erſten Bandes er kurz vor Beginn des Krieges in Angriff genommen hatte. Die Vorarbeiten lagen gehäuft da, aber ſelbſt die waren für die ſpäteren Abſchnitte noch lange nicht abgeſchloſſen.

Großvater mahnte mitunter: „Nicht zu toll, Philp! Es iſt der Anfangseifer — trotzdem, man muß ſich zügeln, wie beim Bergſteigen, ſonſt übernimmt man ſich. Nicht zu toll! Es hat alles ſeine Zeit.“ Aber der alte Herr, deſſen letzter Abendwunſch es war, das Werk Philps fertig, dick, ſtattlich, prächtig eingebunden, noch mit ſeinen alten Händen faſſen und mit ſeinen hellen Augen ſehen zu können, fieberte im Innerſten ſelbſt, als würde auch er getrieben und gejagt, und als lebte auch er in banger Sorge, daß Philp bald einmal gezwungen werden könnte, die fleißig eilende Feder hinzulegen. —

Muſterung. Sie war Tatſache geworden. Plötzlich eines Tages ſtand der Befehl, ſich zu ſtellen, grellrot an den Säulen, und die Zeitungen mahnten. Philp bekam ſogar noch eine beſondere Aufforderung vom Bezirkskommando. Großmutter war ſchon vor ſechs auf. Philp nahm auch ſonſt an jedem Morgen ſein Bad, und niemand beachtete es weiter; heute aber wurde es zum Ereignis. Die Großmutter maß ſelbſt die Temperatur, legte Frottiertücher und friſche Unterwäſche heraus. Philp lachte, denn auch er war aufgeregt. Die Alten aber waren blaß, wie wenn ſie zu früheſter Stunde eine Reiſe antreten müßten, froſtig und übernächtig. Großvater freilich reckte ſich, ſummte die Wacht am Rhein, ſchlug Philp forſch auf den Rücken und ſtülpte dann ſein Hütchen auf: „Ich bring' dich hin, Junge.

Und hörſt du: bloß Garde! Daß ſie dich zur Garde nehmen! Los, Junge. Djüs, Großmutter! Bloß nicht trübetimplig ſein! Jetzt kommen wir, nu' wird's Ernſt! Jammerſchade, daß man ſelbſt ſchon achtzig iſt. Kompagnie vorwärts marſch!!" Und er ſchulterte das alte ſeidene Regenſchirmchen, obwohl keine Wolke am Himmel ſtand, und marſchierte voran.

„Infanterie". — Großvater, der bis um die Mittagsſtunde in einem Kaffee gegenüber dem Muſterungslokal gewartet hatte, war förmlich ungehalten, denn jetzt kam's bei der Garde doch nicht mehr ſo genau aufs Körpermaß an! Murr — Murr — Intelligenz — das war die Hauptſache! Er wetterte gehörig. Die alte Dame daheim war bleich und ſtreichelte ihren Jungen: „Kommt ihr auch wirklich dran, Philp?" fragte ſie leiſe. Philp nickte. Bald. Und dann ſetzte er ſich ernſt wieder hinter ſeine Arbeit.

Niemand wußte, was in ihm vorging. Die Alten forſchten nicht. Er ſchien in den kommenden Wochen nur in ſeiner Arbeit zu leben und, wie Großvater vermutete und feſt in ſich verſchloß, alles einem gewiſſen vorläufigen Abſchluß zuführen zu wollen. Denn er war jederzeit und für alle Fälle ein peinlich ordentlicher Menſch, der die Halbheiten und loſen, fahrigen Reſte haßte. Er bat auch Großvater nach einer Weile ruhig, beſtimmte Vorarbeiten zu ordnen, zu bündeln und zu umſchnüren. Der tat es, ohne viel zu fragen, mit bedächtigem Eifer. Er ſiegelte ſogar jeden Pack mit ſeinem großen roten Siegelring.

Eines Tages hatte Philp das Kapitel, an dem er gerade ſchrieb, abgeſchloſſen. Da atmete er ſichtlich auf. Man trank ein Fläſchchen Rotwein zu eigner Belohnung und zur Feier und ſchwatzte. Philp war noch immer ernſt dabei. Man ſaß in einer Ecke ſeines Studierzimmers. Er weilte jetzt am liebſten hier, mochte kaum einmal hinausgehen, ſah gern auf die langen bunten Bücherreihen, auf das grüne Licht der Arbeitslampe, atmete die Luft dieſes milden, geiſtigen Schaffens. Ein Fenſter ſtand offen, aber das Leben, die Welt lagen tief unten, waren fern.

„Wie lange werde ich noch hier ſitzen?" fragte er plötzlich lächelnd und rauchte dann.

„Ach was! Das weiß keiner, Philp! Man tut seine Pflicht, so und so, und läßt sich nicht stören."

„Ich weiß doch nicht, ob es sich lohnt, das Kolleg für das Winterhalbjahr vorzubereiten."

„Ich würd' es tun, Philp," sagte Großvater. „Was getan ist, ist getan. Und brauchst du es in diesem Winter nicht, so im nächsten Sommer."

Philp schwieg. Die Großmutter, die mal wieder aufgestanden war und nach irgendwas, das vergessen worden war, hinausschlüpfte, strich im Vorbeigehen über sein weiches braunes Haar.

„Großvater —"

„Ja — ja, Philp — nicht vor ihr, mein Junge — —!" Und der Alte wies mit dem schmalen Greisenkopf nach der Frau hin und machte dann große Augen ...

„Großvater. Nicht wahr, du hast ein Augenmerk auf meinen Schreibtisch? Rechts unten liegen die fertigen Manuskripte. Im linken Seitenschrank die Vorarbeiten für Band II, 1. Rechts das übrige. Sieh immer mal nach, weißt du ... Und im Mittelfach liegen die andern angefangenen und entworfenen Studien, die ich eigentlich auch alle noch gern fertig gemacht oder wenigstens ein Stück weiter gefördert hätte ... Ach fertig — nichts ist fertig — ich selbst bin's nicht — alles wird noch, im Arbeiten, mit der Arbeit, wächst, reift. Sie liegt noch wie ein mächtiger Berg vor mir, den ich abtragen muß und leidenschaftlich gern abtragen möchte — will! Na, das hilft nun nichts ... Also, Großvater, du bist, wenn es 'mal so weit sein sollte ... dann bist du der Hüter meiner Habe da, meiner Schätze, hörst du? Meiner Welt! Es gibt im Grunde keine andre für mich. Alles andre ist Fremde, liegt auf einem andern Stern ... Warum soll ich es nicht sagen? Das hier ist Heimat — meine Welt. Und es ist eine Welt ... Es könnte ja doch einmal Feuer und so — du siehst immer erst da vorn bei mir nach, wie? Ich dachte auch schon einmal daran, ein stählernes Bankfach zu mieten. Aber dann müßte das alles hier heraus, und das wäre mir schrecklich ... Die Schlüssel geb' ich dir natürlich noch, für den Fall, daß — — und die trägst du dann immer bei

dir, nicht wahr? Und, Großvater, das was noch an Drucksachen kommen sollte — später — das sammelst du, sei so gut, und sichtest es. Vielleicht daß du mir auch, besonders für den Fall, daß man vorerst oder späterhin auf Etappe kommt, etwas davon schicken kannst ... Aber darüber kann man sich ja natürlich noch schreiben. Zum Arbeiten draußen wird man wohl schwerlich kommen ...! Du versprichst es mir, Großvater, wie?"

„Philp, mein Junge, glaubst du, daß du das zu sagen brauchst, wenn es jemals dahin kommen sollte — sollte —! Selbstverständlich. Deine Arbeit liegt mir genau so am Herzen wie dir. Auch ich will Dienst tun, kannst du glauben, Philp, wenn es dich beruhigt. Das habe ich mir längst vorgenommen. Höre, Philp: ich werde keinen Abend ausgehen. Und niemals soll die Wohnung ohne einen Menschen sein. Ich werde bloß um Mittag meinen Spaziergang abrennen. Dann will ich wie ein Löwe hier wachen. Dienst. Wort drauf. Aber noch ist es lange nicht so weit, Philp! Wer weiß, ob überhaupt — kein Gedanke vorläufig — kein Gedanke — — pst, pst! — nicht vor ihr! — — Großmutter kommt." Und sie verstummten und sprachen gleich danach lustig von höchst gleichgültigen Dingen.

Philp aber hatte zu guter Stunde einen klaren Schlußpunkt gesetzt. Nicht allzuviele Tage später mußte er nach Königsberg fahren.

Die alte Frau weinte leise in sich hinein. Großvater war forsch und blaß. Er kramte tausend Dinge herbei, Zigarren, Kognak, Notizbücher, Bleistifte, Hosenträger, brummte greulich falsch die Wacht am Rhein und rannte dann in Philps Studierzimmer, um sich noch einmal einzuprägen, wo alles lag. Die Schlüssel würde er an die goldene Uhrkette nehmen, er hatte sich bereits einen besonders großen Karabinerhaken dafür bestellt. Großmutter packte und packte. Aber es war viel zu viel, was in das Köfferchen hineinsollte.

Philp hatte die Großeltern gebeten, nicht mit zur Bahn zu kommen. Dann war er vor dem Abschied noch eine Weile allein in seinem Arbeitszimmer gewesen, während die Alten lautlos drüben im Wohnzimmer saßen und auf

seinen Schritt, auf das Schurren der Käſten und das Raſſeln der Schlüſſel lauſchten.

„Es wird ihm ſchwer," ſagte die alte Frau. — „Wir dürfen nicht übertreiben, Mutter!" mahnte der alte Herr. „Er iſt ein ernſter Menſch, unſer Doktor. Er weiß, was er zurückläßt. Aber er kennt auch ſeine Pflicht. Schwer? Nun ja! Soll er leichtſinnig pfeifen. Er iſt nicht Offizier. Er iſt auch nicht mehr ganz jung. Und der erſte Sturm- und Begeiſterungsrauſch, der uns alle erfaßte, hat ſich gelegt. Man ſieht klarer, ſchärfer. Er läßt ein geliebtes Lebenswerk zurück, ſeine Welt, Mutter. Das ſtimmt ernſt, auch wehmütig. Alle Pflicht iſt hart. Auch die. Aber jeder tut ſeine Pflicht und will auch. ‚Du ſollſt!' — ‚Zu Befehl!' Und wenn er erſt unter den andern iſt, Mutter, dann faßt ihn der gemeinſame Wille noch feſter. Das kannſt du glauben. Mach's ihm nicht ſchwer, Frau. Er iſt 'n bißchen verwöhnt, deine — unſre Schuld ... Aber das vertut ſich. Und er kommt wieder! Auch wenn er ſpäter mal an den Feind muß, was noch gar nicht mal feſtſteht — Philp kommt wieder: das weiß ich! Wer ſo ein Werk, ſo ernſte, reiche Arbeit vor ſich und zum Teil ſchon in der Hand hat mit tauſend Vormühen, der iſt ausgewählt, den ſchont die Hand über uns. Der hat eine Miſſion, Mutter. Der kommt wieder! — — Na, Philp, mein lieber Junge, — — wo ſind die Schlüſſel? Von heut ab bin ich Zerberus und hafte dir mit Haut und Haar. Großmutter trübetimpelt wieder 'n bisken; ſie hat Bange, daß du nicht gut in der Kaſerne ſchlafen wirſt."

„Ein Himmelbett wird's nicht geben, Großmutter — überhaupt Kaſerne — pfui Deibel. — Aber ich denke, die Müdigkeit wird für das Nötigſte ſorgen!" —

Nun war Philp fort. Er ſchrieb regelmäßig jede Woche einen Brief. Großvater ſtand am Sonntagmorgen ſtets auf der Lauer. Philp ſchrieb ganz munter. Vieles war ſehr hart und wurde einem furchtbar ſauer, das gab er offen zu. Aber er ſchrieb auch manches Scherzhafte. Indes die Großmutter traute dem meiſt nicht. Man hörte und las ſo viel Schlimmes und Gräßliches, Unerträgliches. Und nun Philp, der immer ein bißchen mäkelig und ſchrecklich

peinlich in der Sauberkeit gewesen, der die körperlichen Strapazen nicht sonderlich liebte, den Trubel haßte und immer, als wäre es ihm dringendes Lebensbedürfnis, die Einsamkeit suchte. „Er will uns nicht aufregen, der gute Junge!“ Großvater dachte männlicher und fröhlicher: „Ach was, junge Leute! In dem Alter lernt man's noch! Man muß — dann will man eben als intelligenter Mensch; man weiß, wozu man's tut und worauf es für alle ankommt.“

Sie schrieben die Woche zweimal und schickten noch öfter Päckchen und Pakete: Wurst, Wolle, Wein, Bücher, Zigarren für ihn und die Kameraden, damit sie ihn gern hatten, besonders die rohen und ruppigen, und ihm manches abnahmen. Großmutter rannte alle Tage wie ein leichtfertiger Backfisch an den Läden hin, musterte, suchte, kaufte; sie kam an jedem Abend mit einem Haufen von Tüten und Paketen zurück, und Großvater, der grimme Zerberus, nahm sie schon auf der Treppe in Empfang und platzte vor Neugierde und Erwartung auf das, was sie wohl wieder heimgeschleppt hatte.

Sie lebten noch mehr für Philp. Großvater sah täglich dreimal im Schreibtisch und in den Schränken nach dem Rechten, klirrte mit Schlüsseln, ächzte vor Eifer und schloß wieder ab. Er sammelte Zeitschriften und Broschüren, schnitt auf, sichtete, strich mit Rot- und Blaustift an und las selbst. Ein paarmal schickte er etwas besonders Interessantes an Philp, und der schickte es auch zurück, aber er war gar nicht zum Lesen gekommen ... Ja, merkwürdig! Er schrieb sogar einmal, daß ihm das eigentlich im Augenblick alles ziemlich ‚wurscht‘ geworden wäre. Dienst, Dienst! Man habe keinen Augenblick, um an etwas andres zu denken. Und das wäre schließlich recht gut so ... Bloß seine Manuskripte, seine große Arbeit und seine Bücher ließ er jedesmal grüßen ... Daran zu denken und sich vielleicht danach zu sehnen, dazu hatte er wohl doch bisweilen für einen Blitzmoment Zeit!

„Er macht sich, unser Philologe, Mutter! Er lebt sich ein! Was hab' ich dir gesagt? Er ist aus unserm Holz, wir haben auch niemals versagt. Haben wir je unsre Pflicht versäumt, he? Du schon gar nicht, Alte. Alle ge-

wöhnen ſich dran, an das harte Muß. Und alle trägt der große Wille, und das hilft ihnen auch über die Stunden der Verzagtheit und ſchweren Not hin.“ Eines gewährte ihnen beiden Befriedigung: es war noch völlig unbeſtimmt, ob er ſobald hinauskäme. Philp glaubte es ſelbſt nicht. Er ſchrieb einmal von längerem Garniſondienſt. Der alte Herr und Zerberus rieb ſich daheim die Hände, und Großmutter machte ein noch größeres Paket zurecht ...

Allein eines Abends, nicht viel ſpäter, mitten in der Woche, kam eine Karte aus — Belgien. Dieſe hart bedrohte Zeit liebte die Überraſchungen. Und ein paar Tage ſpäter eine zweite aus Frankreich. Großvater, der ſie zuerſt in die Hand bekam, ſtand ſtill und ſteif und las die raſchen Zeilen. Es ſtanden Grüße da und die Vermeldung der Tatſache. „Bald mehr. Nun wird's vermutlich ernſthafter. Aber es iſt zehnmal beſſer als Garniſondienſt, auch das Kameradſchaftliche, auch die Beziehung zu den Vorgeſetzten; wir ſind alle eigentlich froh darüber, und in allen von uns ſteckt noch mancherlei vom abenteuerlichen Indianer von früher. Gewiſſe Eindrücke ſind furchtbar und entſetzlich. Aber das iſt der Krieg. Halten wir die Ohren ſteif. Feſte durch und lebt wohl — vor allem ſorgt Euch nicht, wenn nicht regelmäßig Nachricht kommt. Grüßt meinen Webſtuhl! Sind Bücher und Zeitſchriften gekommen? Hebt alles gut und ordentlich auf. Und lüftet mein Arbeitszimmer nicht zuviel, damit es nicht zu fremd darin riecht. Sind alle meine Schreibbogen noch da und heil, Großvater?!! Ich umarme Dich und Großmutter.“

Er war draußen. Dort, wo es dröhnte, flammte, barſt und blutete. Mein Gott... Großvater zitterte ganz wenig in den Händen, und ſeine Augen wurden für eine Sekunde weiter, wie er es an ſeiner Frau kannte. Dann ging er forſch mit hart aufklappenden Abſätzen hinein. „Mutter, etwas von unſerm Jungen, lies mal! Er iſt — ja, er iſt — lies mal — er iſt ſchon fröhlich draußen — der Racker! Lies mal...! Er marſchiert, der Duckmäuſer, ſchreibt es erſt jetzt, weil ſie keine Zeit mehr hatten; alle in Nacht und Nebel fort und mit Hurra!“

„Mein Gott...“ ſagte da auch die alte Dame, aber

noch leiſer und ſaß erſtarrt und zitterte bloß innen; ſie konnte die Karte ſelbſt nicht gleich leſen.

Bald danach aber war es wieder wie ſonſt.

Nur die Nachrichten kamen ſpärlicher, und immer hieß es: warum ſchreibt Ihr eigentlich nicht und ſchickt nichts mehr? Dabei ſchickten ſie ſo fleißig wie je! Großmutter kaufte ſich faſt arm um alle möglichen brauchbaren und leckern Dinge. Selbſt Bücher und Zeitungen waren verloren gegangen — das war arg! Großvater wollte ſchon perſönlich ins Kriegsminiſterium laufen — er hatte noch ſehr gute Verbindungen von früher her. Er gedachte auch einen geharniſchten Artikel in der Zeitung loszulaſſen; aber dann hörte er, daß es andern ebenſo ginge, und daß der gewaltige Betrieb da draußen ſolche kleine Opfer forderte. Es kamen Zeiten, wo ſie ſelbſt zwei und drei Wochen lang nichts von Philp hörten. Das war freilich ſchlimm. Dann wurde auch der alte Herr kribblig und kleinlaut, ſo daß ihm ſein Zigärrchen nicht mehr ſchmeckte und er bloß ſachte und ſcheu in Philps Studierzimmer herumklapperte.

Aber mit einemmal war wieder eine Karte da und helles Wetter! Nun ſtand die Welt wieder bombenfeſt und Philp mitten drin. Haha, was ſchrieb der liebe Junge? „Iſt auch meine Arbeit noch beiſammen? Kein Feuer, kein Einbruch? Alles noch da? Bücher, Papiere? Ich hatte geſtern und heute beim Marſchieren ein paar gute Gedanken. Leider konnte ich ſie nicht aufſchreiben. Ich werde ſpäter einiges umſtellen — die Linie des Ganzen wurde mir plötzlich klarer und die Fülle des Stoffes durchſichtiger. Es iſt ganz gut, wenn man mal von allem und ſich ſelbſt losgeriſſen wird! Hoffentlich währt es nicht mehr allzulange und kommt man heil wieder! Wird ſchon. Wenn ich jetzt mal bei Euch lieben Alterchen eingucken und eine Stunde in meinem Spintiſierſtuhl ſitzen könnte ...! Abwarten. Alles fließt. Und dann ſoll's erſt recht losgehen; ich ſpeichre wahre Bärenkräfte auf für meine Zukunftsbände. Es ſoll und muß werden. Ich habe hier draußen mehr als je das unverſchämte Gefühl: nur ich, bloß ich kann das und das leiſten — ſoll — muß — Auserwählt!

Drum werd' ich auch dafür aufgehoben werden. Sela. Das macht mich ſicher und auch im Schwerſten unverzagt, ſo daß ich immer wieder bald den Kopf hebe, wenn er mal 'runterfällt, und die Nerven in all dem Schrecklichen nicht mehr recht wollen. Aber man ‚gewöhnt's' auch! Auf Wiederſehen, Ihr Guten, und tauſend herzliche Grüße!" —

⁂ ⁂ ⁂

Jetzt war Winter. Doch die daheim froren nur in der Sorge um die draußen. Schnee fiel auf Berlin. Eis wuchs über der Spree. Dann kam Schlackerwetter, häßliches, kaltes, naſſes Krankheits- und Grillenwetter. Großvater huſtete ein wenig und durfte keinen Schritt vors Haus ſetzen. Großmutter war flink wie immer, aber ſie war faſt noch kleiner und durchſichtiger geworden. Beide ſaßen oft recht ſtill in dem großen warmen alten Zimmer, in dem die Erinnerung ihres ganzen Lebens wie ein lieber Duft ſtand. Jedes hörte ja die Gedanken des andern.

Philp war jetzt im Oſten. Über Berlin war er nicht gekommen, und das mit ſeinem Heimatsurlaub hatte ſich ebenfalls zerſchlagen. „Ganz gut ſo... ganz gut ſo," meinte Großvater. „Es wäre ihm dann doch wohl ein bißchen hart angegangen." Indes damit tröſtete man ſich und ihn. Mit der Poſt war es für eine Weile beſſer geworden. Man hatte ſich wahrſcheinlich auch an gewiſſe Unregelmäßigkeiten gewöhnt.

Es waren unausdenkbar harte Zeiten da draußen.

Und einmal ſchrieb Philp: Seine Welt daheim ſtünde ihm jetzt noch ferner — ſie dünkte ihn wie unwirklich, fremd. Wäre das ſein Zimmer in der Magdeburger Straße, wären das ſeine Bücher — ſeine Manuſkripte — hätte er jemals denken und feine Zeilen ſpinnen können? — Unwirklich. Bloß eine ſtille, verſchüttete Sehnſucht erinnre ihn mitunter daran, wie ein heimliches Zahnweh. Und dann mitten in der Nacht vielleicht, wenn er auf dem Stroh nicht ſchlafen könne oder aufſchrecke, ein jähes, hartes, leidenſchaftliches Verlangen — nun wiederum ſo: als wäre dies hier alles falſch und verkehrt, fremd — und dort hinter Wäldern und Welten ſeine wahre, einzige Welt!...

So ſchrieb und tröſtete er. Tat tapfer ſeine Pflicht,

litt, kämpfte und biß die Zähne zusammen. Und Großvater Zerberus hütete Philps liebste, heiligste Schätze.

Er schrieb von schweren Gefechten. Von Toten, Sterbenden und Siechen. Von furchtbarer Not und unvergeßbar hohen und unaussprechlich trostlosen Stunden ...

⁂ ⁂ ⁂

Weihnachten war ein stilles Fest. Und die Silvesterglocken schwiegen für viele. Und immer der nieselnde Regen und dazwischen flauer, naßkalter Nebel.

Man sehnte sich nach knackendem Frost oder nach warmem Frühling. Nicht für sich, nein, für die da draußen.

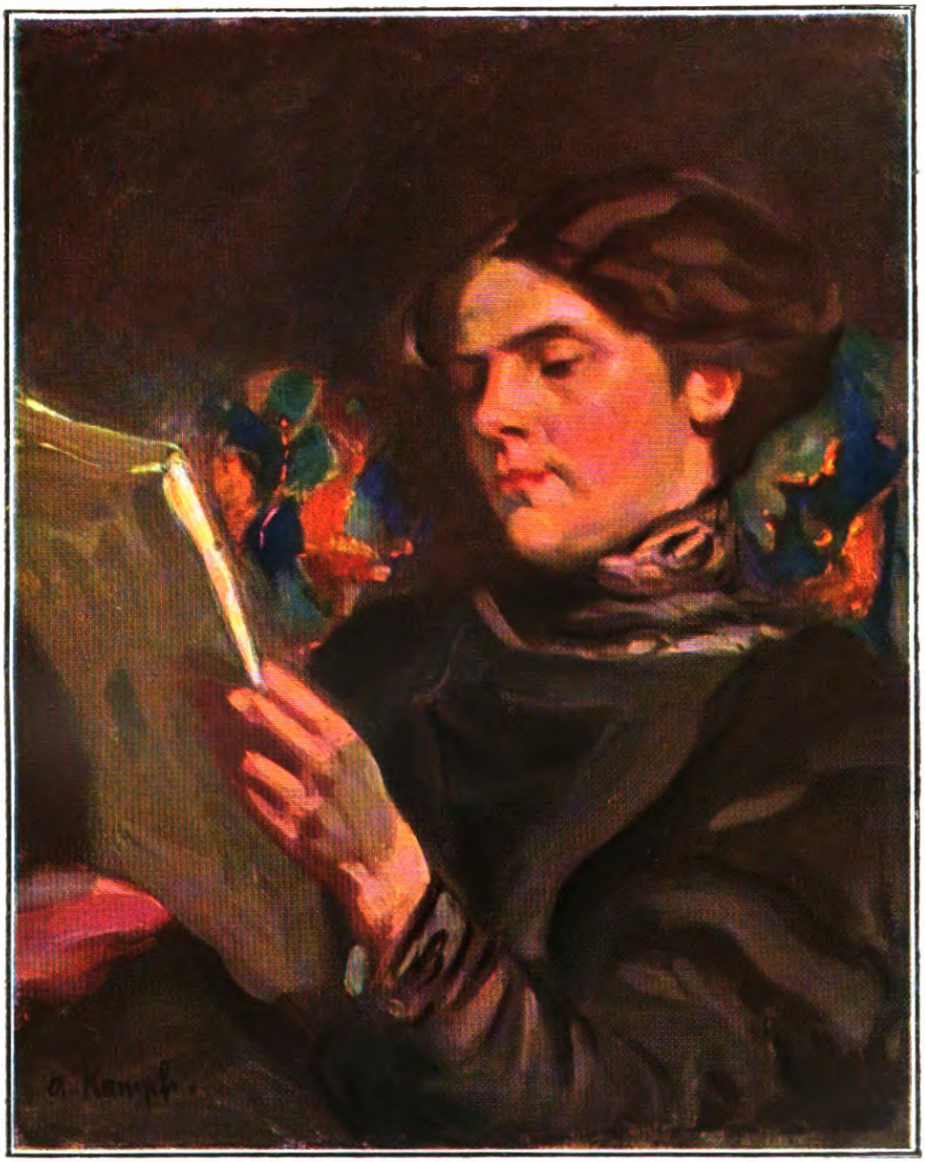
Endlich aber über Nacht kam wirklich wieder harte, dauerhafte Kälte und mit ihr gute Nachricht von Philp. Er lag still und warm in einem Dorf in Polen. Man rastete da seit Wochen. Er schrieb auch wieder von Urlaub, — und da bauten die Alten flugs wieder an lockeren, hellen Zukunftsträumen. Ja, auch sie hatten sich daheim nun allgemach an den Krieg gewöhnt, an sein Auf und Ab, an gute und schlimme und gar keine Nachricht. Freilich Großmutter zeigte es bloß nicht. Und Großvater war es der Frau und sich selbst und dem Doktor draußen schuldig, ‚den Nacken steif zu halten'. Darauf hörte man wieder eine Weile nichts, und sie saßen still und dachten.

Eines Nachmittags klingelte es. Großvater ging selbst mit dem Mädchen hinaus. Man war wieder ein bißchen schreckhaft geworden. Wa — — was?? Es hatte ihn jählings freudig bis in die Knie hinab durchzuckt. Ein Soldat, verwittert, graugrün, geflickt, hager, graubraun im Gesicht wie aus Stein und Erde, hart, knorrig, ein Stück Natur. Er grüßte und riß dröhnend die Hacken zusammen, Säbelscheide und Koppelringe klapperten. Er trug verblichne, verwaschne Litzen am Ärmel und am Kragen. N — — nein, es war nicht Philp. Der da war größer, knochiger. Ein Fremder. Da stand auch Großmutter lautlos in der Wohnstubentür und machte weite, helle Augen.

Der Fremde nannte zögernd und artig seinen Namen.

Er war ein Kollege von Philp. Jetzt Unteroffizier. Ja, er hinkte und ging am Stock. Ein junger Professor.

Als er die alte Dame sah, nahm er sich plötzlich noch



Bei der Lampe
Gemälde von Prof. Arthur Kampf

mehr zuſammen, und dann folgte er den alten Herrſchaften. Sie boten ihm alles Gute an. Doch er dankte. Nur einen Kognak nahm er und eine Zigarre. Großvater war eilig damit da, ſchwappte über und klapperte und ließ die Zigarrenſchere fallen. Auch auf ſeinen Lippen, in ſeinem Herzen zitterten Fragen, Fragen ... Philp. Philp! Kam der da von Philp? Brachte er Grüße von Philp? Wußte er von Philp? Der gute, tüchtige, tapfre, liebe Menſch da! Reden Sie, mein Herr! Reden Sie von Philp, Herr Profeſſor — Herr Unteroffizier — haha —

Doch der ſchwieg oder war einſilbig. Ja — nein — er habe ihn nicht eigentlich lange geſehen oder gekannt — es wäre auch ſchon ein Weilchen her — gute acht oder ſchon vierzehn Tage — er habe ihm bloß vor hm ... einiger Zeit Grüße aufgetragen —

Und er ſah auf die ſtille, kleine alte Dame mit den hellen Augen und bat um noch einen Kognak.

Dann wünſchte er plötzlich Philps Studierzimmer und ſeine Bücher zu ſehen. Er ſchien ein verſchloßner, wenig umgänglicher Herr zu ſein. Vielleicht aber hatte ihn bloß der Krieg dazu gemacht, ſchweres Erſchauen, furchtbares Erleben, laſtendes Erinnern. Man ging hinüber. Auch Großmutter, die mit den klaren, jenſeitigen Augen immer um den ernſten, ſchweigſamen Gaſt war, folgte lautlos.

Der wünſchte jetzt mit einer artig ſuchenden, dann raſchen Bitte, auch einige der Manuſkripte zu ſehen. Doch da ſtiegen dem alten Herrn plötzlich beträchtliche Bedenken auf. Durfte er als treuer Hüter dieſe koſtbaren, ihm ſo dringlich ans Herz gelegten Blätter und Schätze vor fremden Augen ausbreiten? ... Kannte man dieſen ſchweigſamen Herrn da überhaupt — —? Aber der ſprach bereits von dieſen Dingen, als hätte er ſie ſelbſt ſchon in der Hand gehabt. Von Titeln, Studien, Aufſätzen, von Jean Paul Friedrich Richter, von der Biographie, den Briefen, von Einzelheiten des Plans. Ja — ja ...

Der alte Herr raſſelte mit den Schlüſſeln. Der Gaſt ſetzte ſich an den Schreibtiſch, ſah ſich um und nahm dies und jenes in die Hand. Großvater reichte ihm ein paar fein geſchriebne Manuſkriptbogen hin. „Ja ...“ ſagte der

Fremde leiſe und blätterte, las. Großvater ſtand ſtill Dann legte der andre die Bogen weg und ſah vor ſich hin auf den Tiſch ...

Da kam Großmutter lautlos heran. Immer näher. Ganz dicht. Und dann lag ihre kleine dürre Greiſenhand ruhig auf der Schulter des harten, verwitterten Mannes.

„Wo iſt Philp?“

Der andre ſchwieg.

Die Greiſin wuchs. „Wo iſt Philp??“ fragte ſie hart.

Da ſenkte der Gaſt den Kopf.

Und das Zimmer war totenſtill. Nur tief unten auf der Straße waren müde Laute.

„— — Ich ſoll Ihnen Grüße bringen.“

Die Frau zitterte, aber ſie ſtand kerzengerade. Nur ihre Augen weinten nach innen.

„Philp ...“ ſagte Großvater leiſe, und ſeine Hand lag auf ſeinem Mund. Und dann ſchluchzte er plötzlich wie ein Kind, ſo daß die kleine, ſchwache alte Frau ihn umfangen mußte. Der Gaſt ſchloß die Augen und wünſchte ſich tauſend Meilen fort, in Kampf und ſchwere Leibesnot.

⁂ ⁂ ⁂

Nun war es Nacht. Großmutter lag auf ihrem Bett mit weiten wachen Augen, tief in Leib und Seele erſchöpft. Der Arzt war dageweſen. Großvater fand keine Ruhe.

Philps Kamerad war noch lange bei ihm geblieben. Ein tiefernſter, treuer Menſch. Er hatte alles mitgebracht, Uhr, Brieftaſche, Briefe, das dicke Notizbuch, wo viele Beobachtungen, ein ganzes Tagebuch und viele feine Gedanken, die auf ſein Werk deuteten, ſtanden. Sie hatten beide im gleichen Lazarett gelegen. Er, der Gaſt, war ſchon beinahe wieder auf dem Damm geweſen, als Philp kam. Philp lag ſchwer verwundet und krank. — Und eines Nachts, ganz plötzlich und raſch, ſo daß man die Hälfte der Worte hatte erraten müſſen, hatte er gebeten, daß den Großeltern niemand ſchreiben ſollte, daß der Kamerad, der in wenigen Tagen auf Urlaub ging, die Nachricht mitbringen ſollte ...

Es war weit nach Mitternacht.

Großvater war allein. Er hatte Philps Zimmer hell

gemacht. Alle die Bücherrücken leuchteten golden und bunt. Der Schreibtisch wartete, der Stuhl, der Federhalter —: wo bist du, Philp? Der Alte schloß die Fächer und Kästen auf, nahm Bogen und Pakete heraus, die er einmal — ach, vor so langer Zeit — umschnürt und gesiegelt und dann sorglichst gehütet hatte und legte sie wieder an ihren Platz. Philp, wo bist du? ...

Sein Werk. Sein Werk! An dem er mit heißem, strengem Fleiß durch viele Jahre geschaffen. Zu dem er Stein um Stein zusammengetragen hatte. Das seine Anfangswurzeln vielleicht bis tief in seine Jünglingszeit hinabsenkte. Sein Werk, das von ihm lebte, durch das er lebte ...

Großvater sah sein junges, frisches, ein wenig volles Gesicht mit den nach innen blickenden Augen und dem lächelnden, weichen Mund. Es war immer noch das Kind in dem Gesicht gewesen. Und doch war er ein Ganzer gewesen, ein Zäher, ein Vorwärtsschreitender, Fester, Aufrechter — doch ein Mann in seinem Tun und seinem Willen. Und auch in seinem Tod.

Ein Spintisierer und Forscher. Vielleicht auch ein Träumer in dieser allzu irdischen Welt.

Kein Heldischer — mit stürmischem, verschwenderischem Kampfeswillen, dem Leben oder Tod vor dem blendenden Siegesziel in hartem oder beglücktem Sinn gleichwog.

Kein Heldischer. Und doch einer, der mehr opferte als die meisten, weil seine Welt und seine Aufgabe tiefer und weiter war, als die der Allzuvielen. Weil er, reich gerüstet, erst auf ihrer Schwelle stand. Einer der die Welt in seinem werdenden Werk liebte und der für die Welt durch sein Werk wertvoll war — und deshalb noch inniger an seinem Werke hing! Kein Heldischer ... Aber einer der in unabweisbarer Pflicht willig und bitterernst opferte. Ein ernster, tiefer, hohe Werte bergender, sein Höchstes opfernder Mensch ...

Großvater saß lange in Philps Stuhl und stützte den kleinen Greisenkopf. Drüben lag die Frau mit den wachen Augen. Weit draußen tobte der schwere, ungeheure Kampf. Hier war es ganz still geworden. Und der alte Mann weinte.

Kriegsfreiwilliger auf Vorposten

Von

Carl Bulcke

Stand ein Mensch, die Büchse schußbereit,
Stand und spähte in die Einsamkeit.
Um ihn schlich die Morgendämmerung.
Tapfer war der Mensch und deutsch und jung.

Lautlos war die Stunde und der Himmel blau,
Von den Tannen Rußlands troff der Tau;
Weizenfelder standen goldig braun,
Wie daheim in Pommern anzuschaun.

Regte sich ein Tier? Stand dort nicht wer?
Schlich sich russische Patrouille her?
Lauernd stand er, hielt den Atem an ...
Sieh — dort im Gebüsche war ein Mann:

Stand ganz sorglos, hielt im Arm die Wehr,
Russischer Rekrut und jung wie er.
Nahm sich aus der Tasche ein Stück Brot,
Aß, sah vor sich in das Morgenrot ...

Muß ich schießen? Ist auch der ein Feind?
Ob auch seine Mutter bangt und weint?
Muß ich schießen? Ist's nicht Hinterlist?
Hilf mir, Gott, der dort ist auch ein Christ.

Ich steh' hier auf Posten als Soldat,
Ich soll wachen, wenn der Gegner naht.
Schande dir, daß du nicht wachst wie ich!
Schande mir, daß Schwachheit mich beschlich!
Hinüber, hinüber zum ewigen Schlaf!

Er riß das Gewehr hoch, schoß und traf.

Das neue Deutschland

Von Prof. Dr. Paul Herre

Eins nach außen, ſchwertgewaltig
Um ein hoch Panier geſchart —
Innen reich und vielgeſtaltig,
Jeder Stamm nach ſeiner Art!

So ſtellte ſich 1858 Emanuel Geibel, der Dichter-Herold der Reichsgründung, das deutſche Volk in ſeiner nationalen Einheit vor. Und tatſächlich erſtand es ſo als ein in harter politiſcher und militäriſcher Arbeit zuſammengeſchweißtes Ganzes, deſſen Glieder ihren alten Hader begruben und ſich in gleicher Hingabe dem neuen Einheitsſtaate einordneten, um in gemeinſamem Schaffen und in vielſeitigem Zuſammenwirken deutſcher Stammesart den nationalen Aufſtieg fortzuführen. Die Vollendung des Einheitswerkes ſchien alle Spaltungen der Nation überbrückt zu haben, und was innerhalb der Gemeinſamkeit der zukünftigen Aufgaben an Sonderheiten lebendig blieb, ſchien nicht ſchwächend, ſondern ſtärkend der Kulturarbeit zugute zu kommen, die ſich auf den Leiſtungen in Politik und Krieg aufbauen mußte. Mit dem Dichter wähnte das ganze Geſchlecht der Einheitskämpfe nach der Erfüllung ſeines ſehnſüchtig erſtrebten politiſchen Ideals auch die ſoziale Einheit verwirklicht und glaubte für lange Zeit die ſtaatliche Arbeit getan. Bis in unſere Tage wirkte dieſe Anſchauung nach. Man ſah in der Reichsgründung einen hiſtoriſchen Vorgang, der vorwiegend Beziehungen zur Vergangenheit, aber kaum ſolche zur Folgezeit hatte.

Indeſſen, die Reichsſchöpfung ſchloß nicht nur eine Epoche ab, ſondern leitete zugleich eine neue ein. Neben den geſchichtlichen Kräften, die das Einheitswerk geſchaffen hatten, drängten die alten Gewalten empor, die hatten

zurücktreten müſſen, aber auch neue, die organiſch erwachſen nach lebendiger Geltung verlangten. Kaum war das Gebäude des Nationalſtaates errichtet, da entſtanden wieder Spalten und Riſſe, die die junge Einheit ſtörten und gefährdeten. Zuerſt riß ein konfeſſioneller Gegenſatz in jähem Schnitt die Nation auseinander. Der Kulturkampf erſchütterte das Daſein des deutſchen Volkes auf das tiefſte und entfremdete zeitweilig weite Kreiſe der katholiſchen Bevölkerung dem Staatsgedanken. Bis in unſere Tage hinein äußerte ſich da und dort nachwirkend eine Spannung, die zur Vorſicht und Rückſicht mahnte, wenn auch die großen nationalen Aufgaben, die aus den ſozialen Problemen ſich ergaben, zuſammen mit der Nachgiebigkeit des Staates gegenüber der Kirche allmählich zu einer Überbrückung des konfeſſionellen Spaltes und zu einer Wiedergewinnung der Katholiken für die ſtaatliche Arbeit führten. Von ſehr viel größerer Tragweite erwies ſich die ſoziale Scheidung, die theoretiſch und praktiſch unſer Volk in zwei erbittert gegeneinander ſtehende Lager trennte und geradezu die ſtaatliche Einheit bedrohte.

Die Kräfte, die den Nationalſtaat geſchaffen hatten, waren Bürgertum und bürgerlicher Geiſt. Sie hatten den ideellen Grund des Einheitsbaues gelegt, ſie hatten, von einem genialen Tatenmenſchen geführt, das Werk vollendet und trugen es nun weiter. Aber eben in der Zeit der nationalen Erfüllung erſtanden neben ihnen und gegen ſie Arbeitertum und ſozialiſtiſcher Geiſt. Aus der internationalen Erſcheinung der wirtſchaftlichen Umwälzung hervorgegangen und ohne innere Beziehung zum weſensfremden Nationalſtaat, wurden ſie zu deſſen erbittertem Widerſacher. Die deutſche Sozialdemokratie ſtellte ſich mit aller Unbedingtheit abſeits vom ſtaatlichen Leben und rüttelte an den Grundmauern des Staatsgebäudes. Es hing mit dieſem ſozialiſtiſchen Anſturm zuſammen, wenn Teile des Bürgertums, des eigentlichen Trägers des Nationalſtaates, ein neues Verhältnis zum Staatsgedanken gewannen. Aus der tieferfaßten nationalen Idee entwickelte ſich der Nebenſtrom eines äußerlichen Nationalismus, der vielfach von wirtſchaftlichen Intereſſen beherrſcht,

gebieterisch auftrat und seine Schärfe nach innen wie nach außen richtete; auf der anderen Seite spaltete sich ein neuromantisches Ästhetentum ab, das die Fahne des subjektiven Rechts entrollte und die Dinge des Staates selbstgefällig verachtete. In verhängnisvoller Zusammenarbeit trotz aller Gegensätzlichkeit lockerten diese Richtungen die Verbindung zwischen Staat und nationaler Kultur, und die staatliche Gesinnung geriet zwischen die Scylla der Schablonisierung und die Charybdis der völligen Ablehnung. Hand in Hand damit aber ging eine Veräußerlichung der Kultur in Luxus, Genußsucht, Modewesen und Ausländerei, die die inneren Eigenschaften des deutschen Volkes, die in harter Schule bewährte sittliche Zucht und das ins Blut getriebene strenge Pflichtbewußtsein ernstlich gefährdeten. Der Geist des Materialismus faßte immer fester Fuß, und mit der geistigen Erschlaffung bedrohte eine physische Abspannung, die sich unter dem Mitantrieb der Überfeinerung der Kultur in einem Rückgang der Geburten bemerkbar machte, den gesunden Fortbestand des Volkskörpers.

All das war von um so größerer Bedeutung, als in derselben Zeit von außen neue staatliche Aufgaben an die Deutschen herantraten. Die Ausweitung des Wirtschaftslebens führte zur Kolonialpolitik, die Kolonialpolitik zur Weltpolitik. Allerdings blieb der deutsche Anspruch auf einen Anteil an der Weltherrschaft maßvoll und gegenüber dem imperialistischen Andrängen der Engländer, Russen und Franzosen defensiv. Er strebte nicht nach einem kompakten Siedelungs-Kolonialreich, sondern beschränkte sich auf die Gewinnung von Absatzgebieten für Handel und Industrie. Aber selbst dieses bescheidenere Verlangen stieß bei den älteren und staatlich fortgeschritteneren Nationen auf heftigen Widerstand, und die internationalen Verhältnisse wurden von Jahr zu Jahr schwieriger. Da übte die geographische Lage Deutschlands im Herzen Europas, die unser Schicksal ist, wieder ihre erzieherische Wirkung. Das elementare Gebot zwang das abirrende Volk auf den steilen Pfad zur geschichtlichen Höhe zurück. Längst hatten die Gefahren, die das Volk seit Jahrhunderten von Ost wie West, von Nord wie Süd

bedrohten seinem Wesen den Stempel aufgedrückt. Ihnen verdankt es den klaren Willen zur Sache mit seiner Fähigkeit zur Organisation, die die Volkskräfte zu einer starken Einheit zusammenschließt. Unter ihrem Einfluß wurde Deutschland zum Heimat- und Musterland der Volkswehr, Volksbildung und Volkswohlfahrt. Wehrpflicht, Schulzwang und Sozialgesetzgebung sind Äußerungen echt deutscher Art; in der starken Betonung der Pflicht wird dem einzelnen erst die Fülle seiner Rechte zum Bewußtsein gebracht. Diese organisierte nationale Zusammenarbeit bewährte sich über alle Erscheinungen der Zerklüftung und Zersetzung hinweg und schmiedete mit nerviger Faust das Volk zu einer neuen Einheit zusammen. Als trotz aller Abwehr der Weltkrieg als die Frucht einer Verschwörung unserer Neider und Hasser über uns hereinbrach und unser Großmachtsdasein zu vernichten drohte, da „brannte das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine auf und starrte von Gewehren". In einer Einmütigkeit, die zu den großartigsten Offenbarungen volklicher und staatlicher Gemeinschaft aller Zeiten gehört, nahm es den Kampf gegen die übermächtigen Feinde auf: ein einiges Volk in Waffen.

Zur rechten Zeit wurde das deutsche Volk aufgerüttelt. Die geistige Macht des Staatsgedankens erwachte aus allem Schwanken zu neuem Leben und gewann ihre Herrschaft über alle Parteien und Schichten wieder. Die Erkenntnis siegte, daß das selbständige staatliche Dasein das Leben des Volksganzen wie des einzelnen bedingt. Von neuem floß in der Staatsidee der gesamte Lebenswille der Nation zusammen, und alle Sonderregungen wurden erstickt. Aber was in der Not der Stunde mit dem Ausbruch einer Naturgewalt geboren worden ist, das gilt es in der geruhigen Zeit neuen friedlichen Zusammenlebens als ein heiliges Vermächtnis zu bewahren, mit aller Scheu und Ehrfurcht, die wir den ergreifenden Äußerungen geschichtlicher Größe entgegenbringen müssen. Das neue Deutschland, das sich in so herrlichem Glanze offenbart hat, muß in seinem Kern erhalten bleiben, denn was sein Wesen ausmacht, sind die großen und männlichen Eigen-

schaften, die den Aufstieg des deutschen Volkes von jeher getragen haben. Die siegreiche Durchsetzung dieser sittlichen Kräfte bedeutet kein jäh hereingebrochenes Ereignis, dem eine nachwirkende Kraft nicht beschieden sein kann; sie ist vielmehr eine unmittelbare Fortführung der geschichtlichen Entwicklung in die Höhen staatlicher und kultureller Vollendung. Wieder einmal hat sich der blutige Krieg als der Befreier und Reiniger erwiesen, der hart und rücksichtslos das Volk zur Selbstbesinnung zwang und von den Schlacken befreite, die sich um die reine Flamme wahrer vaterländischer Gesinnung und echten Staatsgefühles gelagert hatten.

Der eigentliche Inhalt des Bismarckschen Deutschland freilich bewährte sich durchaus. Die staatlichen Einrichtungen, die über der bunten Fülle bundesstaatlichen Lebens, der Vielgestaltigkeit deutscher Art glücklich angepaßt und doch zusammenschließend und vereinheitlichend, sich erhoben, zeigten sich den Stürmen einer Weltkatastrophe gewachsen. Ein starkes Kaisertum, das von einer durch und durch sittlichen Persönlichkeit verkörpert und von wahrhaft verantwortlichen Staatsmännern getragen ist, wies sein geschichtlich längst begründetes Recht nach, an der Spitze des Reiches zu stehen. Ein Volk, das sich pflichtbewußt in all seinen Einzelgliedern den Forderungen der Stunde unterwarf und in leidenschaftlicher Hingabe an das Ganze jedes Opfer zu bringen bereit war, zeigte sich des Rechtes der Mitregierung würdig und reif dafür. Daß von konfessionellem Zwist keine Spur sich bemerkbar machen würde, hatte man erwartet. Weder in den Parlamenten, noch in der Publizistik äußerte sich im geringsten etwas von der Gesinnung, wie sie bei Ausbruch des nationalen Krieges 1870 noch in einzelnen Äußerungen zutage getreten war. Aber auch die Arbeiterschaft stellte sich mit starkem Bekenntnis zur Nation und zum Staat in den Dienst des Volksganzen. Das ist die höchste Errungenschaft der Juli- und Augusttage des Jahres 1914. Mit diesem innerlichen Eintritt des deutschen Arbeitertums in den Staat erlebten unsere Feinde ihre tiefste Enttäuschung, und manchem Kleinmütigen in den Reihen unserer eigenen Volksgenossen war

er unter den vielen Überraschungen, die das Weltringen gebracht hat, die wunderbarste. Daß er das Freudigste ist, was uns geschenkt wurde, ist gewiß, aber völlig unvorbereitet war der Schritt keineswegs. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hatte die in den Gewerkschaften organisierte kleinbürgerlich-radikale Richtung die Oberhand über die revolutionär-sozialistische gewonnen, und damit war dem politischen Realismus in der Sozialdemokratie der Weg geebnet. Die wachsende Bereitwilligkeit zur positiven Mitarbeit im Staate hatte sich langsam auch in der Partei geltend gemacht, und die Ausgestaltung einer von den unbedingt demokratischen Grundsätzen des Auslandes sich lösenden Organisation hatte die deutsche Arbeiterschaft mehr und mehr in nationale Bahnen gedrängt, deren Weiterverfolgung bei Kriegsausbruch die Lösung von der internationalen Gemeinschaft brachte.

Das politische Einheitswerk von 1870 fand durch das soziale Einheitswerk von 1914 seine notwendige Ergänzung. Erst jetzt ist das deutsche Volk eine einige Nation. Aber während die politische Einigung in langwierigen und hartnäckigen Kämpfen geistiger Art vorbereitet worden war, ist die soziale im wesentlichen ohne solchen Kampf durch das Gebot des Daseinskampfes geschaffen worden. Soll dieses Einheitswerk dauernden Bestand haben und zum Besten des Volkes Früchte bringen, so bedarf es noch der Befestigung der neuen Gemeinschaft durch eine innerliche Annäherung, durch eine Versöhnung der leitenden Ideen. Beide Seiten, das Bürgertum in seinen verschiedenen Lagern wie die Arbeiterschaft, sind sich — soviel ist bereits heute zu erkennen — der Bedeutung dieses hohen Zieles bewußt. Beide Seiten müssen die Lehren der großen Zeit, die wir erlebt haben und noch erleben, auf sich wirken lassen und den neuen Verhältnissen lernend sich anpassen. Geschieht das in aufrichtigem Mühen, so kann an dem glücklichen Ergebnis nicht gezweifelt werden. Denn alle Parteimeinung, alle Staats- und Sozialdoktrin wurzelt in ein und derselben Geistesart, ist Ausprägung des gemeinsamen deutschen Wesens.

Ausgang der inneren Fortentwicklung muß die Er-

kenntnis sein, daß alle Parteien national sind, und so muß das zukünftige politische Leben mit ihrer Gleichberechtigung als einer selbstverständlichen Tatsache rechnen. Das bedeutet, für die bürgerliche Rechte zumal, das Aufgeben eines alten Grundsatzes: der Sozialdemokratie darf fürderhin die Anerkennung als einer zur staatlichen Mitarbeit bereiten Partei nicht mehr versagt werden. Es bedeutet zugleich die Notwendigkeit, die konstitutionellen Verhältnisse der Bundesstaaten den demokratischeren des Reiches anzupassen. Es bedeutet weiter die Verwirklichung einer wahren sozialen Toleranz, die zum Wesen des Staates gehört wie die konfessionelle. Das heißt aber nichts anderes als die Brüderlichkeit stärker betonen, die neben der Freiheit und Gleichheit, den beiden anderen Leitsätzen des liberalen Bürgertums, zurückgetreten war oder nur im politischen Bereiche Geltung erlangt hatte; es ist zu hoffen, daß der Zurückdrängung des Klassengeistes und Kastendünkels, die unser Volk zerklüftet und soviel Verbitterung hervorgerufen haben, die Betätigung der Kameradschaft dienen wird, die auf den Schlachtfeldern in West und Ost unser Heer erfüllt. Und dies wiederum heißt: die Sozialpolitik fortführen, die sich in der Stunde der Not so unvergleichlich bewährt hat und deren erzieherische Bedeutung sich bei der Einschwenkung der Industrie in die vom Kriege geforderten neuen Verhältnisse so segensreich äußert.

Wie das Bürgertum, so muß auch die Arbeiterschaft entgegenkommen. Für sie gilt es mit den nebelhaften Theorien zu brechen, die das sozialdemokratische Gebäude stützen. Sie muß die Irrwege der Internationale verlassen, die ihre Führer einst unter dem Einfluß weltbürgerlicher Ideen gewiesen hatten und an denen die nachlebende Generation mit staatsfeindlichem Doktrinarismus festhielt. Sie muß in die Bahnen Lassalles zurücklenken, der auf nationaler Grundlage dem sozialistischen Ziele zugestrebt hatte. Sie muß sich innerlich mit dem Nationalstaate versöhnen, der das Fundament aller zukünftigen Entwicklung bleiben wird. Sie muß sich in das Wesen des Staates versenken, den sie negierte und der allgebietend in der Großmacht unserer Tage einherschreitet. Als beherrschende Kraft über-

spannt die Staatsidee die Nation, ja greift sie über die einzelnen Nationen hinaus auf der Grundlage einer geschichtlich begründeten Kulturgemeinschaft. Der natürliche Volkswille hat sich dem disziplinierten Staatswillen unterworfen. Dieser Staatswille aber ist vor allem Machtstreben. Es ist eine Notwendigkeit, daß Arbeitertum und Sozialdemokratie sich mit dieser Tatsache abfinden und die Folgen daraus ziehen.

Das ist um so notwendiger, als neue Aufgaben der Machtpolitik der Erfüllung harren. Deutschland hat um Österreich-Ungarns willen die Waffen ergriffen, nicht nur weil Bündnispflichten das erheischten, sondern weil reales Volks- und Staatsinteresse uns zwingt, über den Fortbestand des Donaureiches zu wachen, denn dessen Vernichtung hätte die unmittelbare Bedrohung Deutschlands durch den expansionslüsternen Panslawismus zur Folge. Die Verfolgung der weltpolitischen Bahnen fordert ein für allemal die Beseitigung des unerträglichen Zustandes, daß ein Kontinentalinteresse, das von unruhigen und kulturfeindlichen Elementen beeinflußt wird, immer wieder die freie Betätigung des weltpolitischen Interesses hindert. So ist mit elementarer Selbstverständlichkeit als das bedeutungsvollste Kriegs- und Friedensziel emporgewachsen: die Herstellung eines größeren Zentraleuropa germanischen Kulturcharakters, das mit wesentlicher Kräftesteigerung die notwendige kontinentale Sicherung schafft. Das ist das eigentlich drängende Problem der Machtpolitik und es beweist die Notwendigkeit, ihm nachzustreben, daß der Schwede Rudolf Kjellén noch vor Kriegsausbruch namens Europas und des Deutschen Reiches für Deutschland die Stellung als „Oberhaupt eines förderierten Zentraleuropa“ forderte. Aber es offenbart zugleich den tiefen Sinn geschichtlicher Entwicklung, daß dieses Streben nach der Herstellung einer mitteleuropäischen Gemeinschaft ein Vermächtnis der deutschen Geschichte zu neuem Leben erweckt. Die nationale Einheit war nur durch einen Bruderkrieg, durch die Opferung einer großen Minderheit ermöglicht worden. Schon sind jedoch die Grenzen, die 1866 zwischen dem deutschen Nationalstaat und dem österreichisch-ungarischen Nationalitätenstaate ge-

zogen werden mußten, tatsächlich beseitigt, und alle die „großdeutschen“ Hoffnungen und Pläne, die unsere Väter in den Jahrzehnten der Einheitsbewegung beschäftigt haben, leben wieder auf: das Verlangen nach einer Vereinigung aller Deutschen.

Im Sinne der gegenwärtigen Verhältnisse aber verbindet sich dieses engere mitteleuropäische Ziel mit dem weiteren Streben nach einem Zusammenschluß mit dem Orient, der jetzt Schulter an Schulter mit uns kämpft. Eine Schule weltpolitischer Publizisten hat uns in den letzten Jahren die Schaffung einer wirtschaftlichen Verbindung der Gebiete zwischen der Nordsee und dem Persischen Meerbusen als das deutsche Zukunftsprogramm hingestellt, und sicherlich hat uns der Krieg seiner Verwirklichung ein erhebliches Stück nähergebracht. Entsprechend der Eigenart des deutschen Imperialismus aber suchen wir im Orient nur ein aufnahmefähiges Absatzgebiet für unsere Handels- und Industrieprodukte, so daß uns die Erhaltung der Türkei keine Redensart ist. Diese maßvolle, wahrhaft freundschaftliche Politik hält mit der Erkenntnis der vollen Interessengemeinschaft die Osmanen an unserer Seite fest. Das neue Deutschland wird so das Haupt eines neuen Dreibundes sein, der das eigene staatliche Interesse schützt und dem Kontinent den Frieden zuverlässiger verbürgt, als es der verflossene Dreibund getan hat.

Aber über den engeren kontinentalen Machtaufgaben fordern die weiteren maritimen Interessen ihr Recht. Immer klarer hat das erbitterte Ringen des Weltkrieges es offenbart, daß wir in England unseren eigentlichen Gegner sehen müssen. Es muß unser Streben sein, uns als Großmacht nicht nur zu behaupten, sondern durch die Vernichtung der englischen Alleinherrschaft auf den Meeren erst die tatsächlichen Grundlagen für imperialistische Entfaltung zu schaffen. Deutschland ist die weltgeschichtliche Aufgabe zugefallen, dieses historische Überbleibsel früherer Jahrhunderte zu beseitigen. England muß zur Einsicht gebracht werden, daß ihm nicht für alle Zeiten eine Ausnahme-Herrschaftsstellung zusteht, daß auch aufsteigende Konkurrenten ihr Lebensrecht haben. Das aber bedeutet

die Durchſetzung des Gleichgewichtsgedankens auf den Meeren, für deſſen Erhaltung auf dem Lande England in ſelbſtſüchtigem Intereſſe ſo eifrig beſtrebt iſt. So erfordern es unſere Lebensintereſſen. Nicht als ob Deutſchland ſeinerſeits die Weltherrſchaft begehrte. Kein anderer als Heinrich v. Treitſchke, in dem unſere Feinde den geiſtigen Urheber des Krieges und den Herold des Militarismus erblicken, hat es ausgeſprochen: „Die Idee eines Weltreiches iſt haſſenswert.“ Deutſchland fordert lediglich den Platz an der Sonne, die Weltgeltung, deren ein großes Volk bedarf, wenn es leben will, weil ſonſt die Volkskraft eingeſchnürt wird und erſtickt.

In der Verwirklichung dieſer Machtziele iſt das Schickſal des deutſchen Volkes beſchloſſen. In weſentlicher Steigerung muß der Machtgedanke, der den eigentlichen Inhalt des Staatsgedankens bildet, Eigentum der Nation werden, nicht als der unerſättliche Machtinſtinkt, der die 45 Millionen Briten erfüllt und zur unnatürlichen und kulturwidrigen Herrſchaft über die Welt vorwärtstreibt, ſondern allein als der von natürlichen, geſchichtlichen und kulturellen Kräften getragene Wille, ſich neben den anderen Kulturnationen in der Welt zu behaupten. Daß Deutſchland in der Verfolgung dieſer Bahn nicht dem zügelloſen Nationalismus verfällt, der in den feindlichen Ländern die Herrſchaft ausübt, dafür ſorgt das verheißungsvolle Wiedererwachen des deutſchen Idealismus, der im läuternden Feuer der Erhebung, des Leids und der Freude zu neuem Leben erſtand. Von Leibniz über Kant, Fichte, Schelling, Schopenhauer zu Nietzſche herrſcht in der deutſchen Philoſophie der Geiſt der Kraft und des Willens, aber bei allen Denkern bleibt dieſer männliche Geiſt einem höheren Zweck unterworfen: der Vernunft, dem Sittengeſetz, der Weltordnung, der ſittlichen Zucht. Der deutſche Idealismus, der die Begriffe der Freiheit und Pflicht in der tiefſittlichen Lehre der freiwilligen Einordnung des Einzelnen in das Ganze verſöhnte, war durch die ganze Geſchichte des handelnden Volkes hindurch der gleichbleibende geiſtige Antrieb und ſchmiedete in Stunden der Gefahr immer wieder die Nation zu einer von denſelben Kräften beſtimmten Einheit

zuſammen. Er überwand die Spaltungen der Stammesart, die konfeſſionellen Gegenſätze und ſchließlich auch den ſozialen Riß, denn von ihm rauſchte der lebendige Strom nationaler Kultur. Im Geiſte des Idealismus, der für bürgerliche wie ſozialiſtiſche Weltanſchauung Quelle und Urſprung iſt, kann und muß ſich die Wiedervereinigung des deutſchen Volkes vollenden.

Gewiß ſoll auch der realpolitiſche Sinn, den uns Bismarcks Genie gelehrt hat, unverlierbares Eigentum der Deutſchen bleiben. Der Geiſt weltbürgerlichen Doktrinarismus darf nie wieder zur Herrſchaft gelangen, und unter dem harten Zwang der Notwendigkeiten muß ſiegreich der Leitgedanke des ſtaatlichen Egoismus das Feld behaupten. Aber eben der idealiſtiſche Zug, der ſo unvergleichlich die deutſche Weltanſchauung beſtimmt, ſchützt uns davor, dieſer ſtaatlichen Selbſtſucht den frivolen Inhalt zu geben, zu dem ſich romaniſche Staatsmänner bekennen. Er erhält den Zuſammenhang zwiſchen den ſtaatlichen Intereſſen und den Idealen der Menſchheit in uns lebendig und ſichert unſer Verſtändnis für das fremde Volkstum. Mag dieſes unſer Eingehen auf fremde Eigenart uns manchmal als nationale Schwäche erſcheinen; durch eine Stärkung unſeres Volksbewußtſeins, für die der Krieg wirkt und die wir bewußt weiter fördern müſſen, laſſen ſich die böſen Äußerungen unſeres Vorzugs wohl beſeitigen. Die wahre Staatsgeſinnung, die den Staat in der engen Verbindung mit der Kultur ſieht, wird ſich immer mehr durchſetzen. Schon ſeit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ſind Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, Männer des politiſchen Lebens im Staat und in der Kommune dafür tätig, das Nationalgefühl des Bismarckſchen Einheitsſtaates zu vertiefen und zu verinnerlichen, die nationale Kultur idealiſtiſch neu zu erheben. Dieſe Reformgedanken müſſen fortgeſponnen und verwirklicht werden zur geſteigerten Fruchtbarmachung der Volkskraft. Erziehungsweſen, Kunſt und alle ſonſtigen Äußerungen geiſtigen Lebens müſſen daran Anteil nehmen, und wenn der Sieg über unſere Feinde dem deutſchen Volke neue Verpflichtungen auferlegt, ſo dürfen wir den ſtarken Glauben hegen,

daß es sich auch den neuen Anforderungen gewachsen zeigen wird.

Der politisch-militärische Druck der letzten Jahrzehnte hat die innere Entwicklung Deutschlands nicht immer günstig beeinflußt. Um so mehr wird der siegreiche Ausgang des Krieges mit der lockernden und lösenden Wirkung für die staatliche Gebundenheit der Verfolgung dieses hohen Zieles zugute kommen. Wie auf der einen Seite das Zusammenwachsen des Volkes zu einer wahren nationalen Gemeinschaft dadurch erleichtert wird, so wird auf der anderen mit der Ausweitung und Vertiefung des Staatsgedankens der staatliche Egoismus bei aller Wahrung sich zu einem Altruismus vervollkommnen können, den ein anderes Volk niemals aufzubringen vermag und der uns Deutsche zu dem wahren Weltvolk erhebt, wie es unsere Dichter und Denker ersehnten. Für dieses größere Deutschland aber kann auch eine Arbeiterschaft, die an weltbürgerlichen Neigungen festzuhalten strebt, mit ganzer Hingabe eintreten, und vollends in diesem Zukunftsziel finden bürgerlicher und sozialistischer Geist ihre Versöhnung. Diese neue Verbindung des Staatsgedankens, der die unbedingte Voraussetzung des nationalen Daseins bleibt, mit dem Weltgefühl, das der Deutsche nicht missen kann und missen soll, wird ein reiches inneres Leben erwecken, das dem Strome nationaler Kultur neue Quellen erschließt und zugleich die Menschheit befruchtet.

Der Sinn der Einordnung des Einzelnen in das Ganze, die dem Einzelnen nicht minder dient als dem Ganzen. die Kraft der Organisation und Zusammenballung sittlicher und geistiger Mächte zu emportragender Tat: das ist der eigentliche Inhalt deutschen Wesens. In der Übertragung dieser Fähigkeit von der Nation auf die Welt zum Wohle der Menschheit liegt der universale Beruf des deutschen Volkes; das letzte Zukunftsprogramm des neuen Deutschland ist in dieser Aufgabe beschlossen. Unser Geschlecht, das so Großartiges vollbringt, hat ein Recht, sich zu dieser Weltmission zu bekennen, mit dem gleichen Vertrauen, das einst Fichte seinen Deutschen kundgab: „Es ist kein Ausweg. Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung auf einstige Wiederherstellung."

Generalfeldmarschall von Hindenburg
Gemälde von Prof. Angelo Jank

Der letzte Brief

Eine Stimme von der Front

Von Emmi Lewald

Am Abend, eh' ihn die Kugel traf ...

Es ist nicht mehr die Spannung vom Anfang. Auch nicht der Schauder mehr. Nach so vielen Monaten des Kampfes habe ich es endlich doch gelernt, gelassen durch die langen, von Blut und Tod erfüllten Tage zu schreiten.

Nun geht der zweite Sommer zur Neige! Zum zweiten Male sehe ich die Hänge der Vogesen rot und golden werden vom herbstlichen Laub. An warmen Abenden liegt ein weicher Duft über ihnen, Veilchenblau mit Streifen von Fliederfarbe darin, so wie die Albanerberge blauen können, wenn ein römischer Sommertag zur Neige geht. Schwermütige Burgruinen sehe ich über zerschossenen Dörfern hängen. Furchtbare Male hat der Krieg auf dieses Landes Stirn gedrückt! Ach, so viel Schönes habe ich versinken, in Flammen verlodern sehen! Anfangs zuckte noch meine Hand, wenn irgendwo ein altes Kirchengestühl, ein Altarbild in die große Vernichtung sank. Plötzlich, mitten in meinem rauhen Handwerk fühlte ich alsdann, wo ich eigentlich gewesen in jenen fernverdämmerten Tagen, als noch Friede auf Erden war und der dunkle Schnitter noch nicht mit seinem großen Garbenschneiden begonnen hatte, als meine ganze Welt ein Museum in einer nordischen Stadt bedeutete und meiner Gedanken Richtung auf den Spuren großer Künstler, verrauschter Zeiten ging.

Wie ein Naturtrieb war dies innerliche Aufschreien, wenn irgend etwas Schönes verdarb. Aber auch das ist vorüber. Ausgeschaltet meines Wesens innerster Kern. Ich stehe auf der Wacht an des Reiches Grenze! Mit meinen ergrauenden Haaren spielt der Wind! Ich sehe das Leben

anders als vordem! Verſe und Radierungen, alte Meiſter, ſüdliche Madonnen — all dieſer Zauber iſt dahin! Der Krieg mein Handwerk. Der Tod in allerlei Geſtalt geht mir zur Seite — und ich ſtaune manchmal, wie er doch ſo anders iſt als auf Holzſchnitten Dürers, als auf alten Bildern der Apokalypſe, als im Totentanze Holbeins ... Dieſer neue Tod der Schlachten, wie die neuen Geſchoſſe, die neuen Erfindungen ihn ausgeſtaltet haben bei dieſem furchtbarem Wettbewerb techniſchen und chemiſchen Könnens von faſt unwahrſcheinlicher Gedankenkühnheit ...

Ich ſehe ihm ruhig zu, wie ein Kenner beinah. Die Schulter an Schulter mit mir ſtanden an den Kämmen der Vogeſen — wie oft iſt ihr Platz leer geworden! Wenn nicht an dieſem Tage, ſo an dem andern. Man kennt das Schickſal; nur ſein Datum nicht. Und faſt erſtaunt ſieht man dem Anbrechen eines neuen Monats zu, verwundert, daß man den vergangenen wirklich noch zu Ende gelebt hat ...

Iſt es eine Prüfung, dies Daſein? oder eine Gnade? Ausgewählt ſein, als Schützer zu ſtehn an des Vaterlandes Grenzgebiet, wo die Geiſter der Helden von Mars la Tour und Gravelotte in mondhellen Nächten am Horizont zu ſchweben ſcheinen ... das deutſche Schwert zum zweitenmal zücken für eine ſchon einmal ſo heiß umſtrittene Erde?

Und zu denken, daß jenes Mondeslicht um die Kathedralen von Straßburg und Metz rieſelt? Wenn ich nachts in der Erdhöhle träume, baue ich ſie mir in Gedanken auf, die ſo lang Vertrauten mit all dem Zauber ihrer Kreuzblumen und Fenſterroſen. Und in leuchtenden Mittagſtunden iſt mir manchmal, als hörte ich den Hall ihrer Rieſenglocken herübertönen, mit denen ſie dröhnenden Schalls den Menſchen zu ihren Füßen die großen Siege des Oſtens verkündeten, jene märchenhaften, berauſchenden Tritte der Weltgeſchichte, die uns im mühſelig langſamen Kampf von Graben zu Graben wie die beneidenswerte Idealform eines Krieges erſcheinen.

Jene ſchreiten über die opferſchwere Walſtatt, durch brennende Dörfer, unter den Mauern ſtürzender Feſtungen hin, unwiderſtehlich wie einſt die Heere des jungen Alexander von Sieg zu Sieg ...

Wir aber sind festgebannt an unsere Berge, unsere Höhlen! Unsre Mission ist: auf Posten stehen, ausharren. Und immer durch unsren Reihen wandert der Tod. Immer wieder tragen wir die Unsren zu Grabe, schnitzen Kreuze und stehen trauernd an Hügeln!

Trauernd? Warum eigentlich?

Weshalb klingt es mir manchmal in den Ohren, was Goethe sprach: „Der Mensch ist zu schade für sein Schicksal." Und weshalb grolle ich mir im selben Augenblick, daß ich zweifle, ob jene früh erworbne Unsterblichkeit nicht eine besondere Gnade ist? Jene, die vorzeitig aus dem Tor des Lebens traten, die nur den Morgen des Daseins kannten und denen keine Mittagshöhe beschieden ist, verkürzt um Glück, Liebe, Erfolg, um die Entwicklung ihres Geistes, die Möglichkeiten ihrer Laufbahn, werden sie entschädigt in einem andern Dasein dafür, daß sie in diesem auf so kurzem schnellem Wege in Walhall eingegangen sind? Werden sie einst wiederkehren, den früh abgerissenen Faden weiterspinnen, vollkommner als andere, geadelt durch frühere, dann unbewußt gewordne Erfahrung?

Die Achtzehnjährigen mit den glatten Kinderstirnen, dem weichen Scheitelhaar, den früh gebrochenen Augen, sind sie „Saat, von Gott gesät, am Tag der Garben zu reifen?!"

Manchmal betrachtete ich sie fast mit Neid, die frühen Schläfer. Ja, Trauer und Klage müssen bei uns verstummen. Das ist für die zu Hause. Hart soll die harte Zeit machen, und unverwundbar müssen wir werden wie Siegfried, als hätte man auch uns in Drachenblut getaucht! Ja, manchmal frage ich mich sogar: Wünsche ich mir überhaupt noch eine Heimkehr?

Ist es nicht viel wichtiger, diese Zeit zu erleben als sie zu überleben?

Soll ich im Frieden wieder in alten Folianten blättern, steinerne Treppenstufen hinaufgehen, beim Lampenscheine um Ihre Liebe, ferne Freundin, vergebens werben wie bisher?

Werde ich all die alten Bande ertragen können, nachdem doch die Werte des Lebens so ganz verschoben sind?

Werde ich je den Geruch feuchter Erde missen können, der diesen Bergen entströmt? Und könnte mir jemals eine Rose, gepflückt in einem wohlbehüteten Stadtgarten, das sein, was mir hier der korallenrote Vogelbeerbaum ist, der über dem Schützengraben im Lichte gaukelt —?

Ich habe Bilder gesehen, die viel wunderbarer waren als die goldgerahmten in den Galerien ...

Ich sah Helden sterben, stolz und ohne Wimperzucken ins große Nichts hinübersinken.

Bäche sah ich, die so rot von Blut waren wie jene, die von Carraras Bergen niederströmen, weiß sind von Marmorstaub ...

Die furchtbare Schönheit des Krieges sah ich in gewaltigen Bildern, gemalt in Feuersglut und Abendröte.

Flieger, wie schöne Wundervögel aus arabischen Märchen im Äther kreisen und plötzlich herabstürzen, wahnsinnig schnell, getroffen vom vernichtenden Geschoß ...

Luftschiffe, dunkel gleitende, durch blaue Sommernächte segeln, feierlich erhaben wie Abgesandte einer anderen Welt.

Wie könnte ich wohl den sanften Bildern des Friedens je wieder Geschmack abgewinnen nach dem allen? Vielleicht sähe ich nur den Staub auf den alten Mappendeckeln, und meine Erinnerungen wären mir immer verlockender als alle Möglichkeiten der Zukunft ...

Darum trauern Sie nicht um mich, wenn Ihre Briefe an mich früher oder später als unbestellbar zu Ihnen zurückkehren ...

Sie hätten weinen können, wenn ich in den ersten Wochen dieser Schicksalszeit gefallen wäre ... nicht aber jetzt, wo lange Monde vergangen und Hekatomben von Helden gefallen sind. „Menschenopfer, unerhört." Nun die Opfer in das Unendliche gehen, darf der einzelne nichts mehr für sich verlangen.

Wir, die wir ein Jahr lang an der Schwelle des Todes leben, fürchten ihn nicht. Er ist uns keine ferne, schauerliche Gewalt — er ist der wohlbekannte Nachbar, der vor der Tür des andern steht und jede Stunde zu der unsern herübertreten kann. Und wir grüßen ihn mit den

Augen, wenn wir müde ſind, ſterbensmatt von immer neuem Kampf: Komm nur! Du ſchreckſt uns nicht! Wir ſind ſtark wie du ...

Ich habe drei Bücher in meinem Torniſter, meine drei Bibeln: den Homer, das Neue Teſtament und den Fauſt.

Ein kleiner Nachlaß, wenn ich ſcheide. Wie in jener Ode des Properz, die ich in Schülertagen in neue Reime übertrug, in jasmindufteten Sommerſtunden am Moorgraben zu Hauſe:

„Drei Bücher nehm' ich mit von dieſer Erde,
Die ich der bleichen Kora ſchenken werde."

Aber nein! Was ſollte wohl die heidniſche Gottheit mit meinem Neuen Teſtament anfangen?

Lieber ſchreibe ich Ihren Namen in die Bände, verehrte Freundin, und wenn einſt Ihre Finger in den Seiten blättern, ſo denken Sie daran, daß meine müden Augen über die Zeilen gegangen ſind in ungezählten Nächten, wenn das ſchwere Geſchäft getan war, der Donner verrollt, die Toten begraben.

Mich aber wünſchen Sie nicht zurück!

Ihr ſollt genießen, was da kommen wird, wenn der Dom der neuen Zeit herrlich über deutſchen Landen ragt, wenn die ſo teuer bezahlten Früchte endlich reifen — wir ſtrecken die kriegermatteten Glieder gerne zum verdienten Schlaf in die neu gerettete Erde. Ohne Sorge und ohne Zweifel. Denn mit der Gewißheit ſteigen wir hinab, daß Gott unſerm Volk in Feuerſäulen vorangeht. Und wenn im letzten Augenblick das Blut in unſern Ohren rauſcht, klingt es uns wie Flügelſchlag der Siegesadler, und wir lächeln ſtolz, daß auch wir beim großen Opfergang das kleine Gewicht unſres Daſeins niederlegen durften in jene eherne Wagſchale, in der das Schickſal der Welt neu abgewogen wird.

Der Jupiter blitzt durch die Zweige des Vogelbeerbaums in meinen Erdſchacht. Das Licht iſt herabgebrannt. Wäre es länger, ſo möchte ich Ihnen ſagen dürfen, wovor meine ſpröden Lippen ſo oft geſcheut haben — wie ſehr ich Sie liebe, unerreichbare Freundin ... aber das Wachs tropft ſchon auf meine Hand ... ich muß bis zur Morgenſonne warten ...

Hansen Seipolts Traum

Erzählung von Heinrich Lilienfein

Die Dohlen trieben ein wild Spiel um den hohen, ſchlanken Rathausturm. So oft der Wind über die Hohenloher Ebene daherſchnob und nichtachtend die Baſteien und feſten Mauern der freien Reichsſtadt Rothenburg, über die ſteil und winklig ineinandergedrängten Dächer fuhr, warfen ſie ſich mit ihrem ſchrillen „Kjak! Kjak!“ ſeinem Wehen entgegen. In übermütiger Verzückung ließen ſie ſich eine Weile unter den tiefhängenden Wolken ſchaukeln. Dann ſchoſſen ſie mit dem gleichen durchdringenden „Kjak! Kjak!“ wieder in die Turmritzen — bis zum nächſten Windſtoß, an dem ſie das Ausſchwärmen, Schaukeln und Zurückſchnellen von neuem üben konnten ...

Wie die Dohlen zu Häupten der Rothenburger, ſo trieben es die Soldatenhorden in Stadt und Gemarkung an die zwölf Jahre ſchon: ſie flogen herein und heraus im Toſen und Wirbeln des Kriegsſturmes ...

Kaum je war der Dohlen Spiel ein belehrſamer Sinnbild als am 8. Oktober des Jahres 1632.

Draußen vor dem Würzburger Tor ſtand der Schwedenoberſt von Uslar und begehrte Einlaß, dieweil er den papiſtiſchen Feind unweit der Stadt aus dem Felde geſchlagen hatte. Drinnen auf dem Marktplatz, zwiſchen dem Rathaus und dem „Lamm“, hielt die kaiſerliche Beſatzung, eine Kompagnie Altringiſcher Reiter. Da die Stadt ſelber lutheriſch war und der Schwede faſt über Nacht heranrückte, hatten ſie um einen freien Abzug müſſen kapitulieren. Finſtere Geſichter mit böszuckenden Blicken hielten bei dem flatternden Fähnlein, und finſter ritt auch der Hauptmann, ein böhmiſcher Edelmann, auf ſeinem Falben die Front ab. Es war kein guter Haufen, den er beieinander hatte. Fein und faul hatte ſich's leben laſſen auf Koſten der

braven Reichsstadt. Sogar den Sold, der seit Monaten rückständig war, hatte man drüber vergessen können. Jetzt, wo es zu Ende war mit der Herrlichkeit, weckte ein Ärgernis das andere. Und zu allem hin standen in den Gassen rings am Markte die Rothenburger Kopf bei Kopf. Zwar waren sie mäuschenstill, und die Ratsherren auf der breiten Rathaustreppe bewahrten eine demütig-ernste Abschiedshaltung — aber war's nicht doch allerwege Schadenfreude, mit der sie — des dräuenden Wetterhimmels ungeachtet — auf ihre abzugsbereiten „Freß- und Preßreiter" starrten?

Jetzt kam, stoßweis vom Wind getragen, ein Trommelwirbel aus der Ferne.

Die Altringer rückten im Sattel. Ihre Gäule trampelten unruhig. Der Hauptmann schrie ein Befehlswort. Der Trompeter blies einen grellen Laut, und die Säbel legten sich an die Schultern.

Die Rothenburger reckten die Hälse.

Vom weißen Turm her, die Georgengasse herunter, wurde Marschtritt vernehmlich. Das war der Schwede ...

In die untere Schmiedgasse schwenkten drei Reiter ein. Sie trugen grünes Eichenlaub an den Hüten und grüne Binden um den Arm, wie bei Breitenfeld, da sie den Tilly geschlagen. Es waren stolze, blonde Gestalten, und der stattlichste von ihnen, mit breiter gestickter Feldbinde über dem Kollett und Samtschlitzen im Ärmel, den Degen im silbernen Gehenk, war der Oberst von Uslar. Hinter den dreien, mit hellem und hellerem Trommelschlag, nahten die Musketiere.

Aus den Fenstern der Ratstrinkstube, im Norden des Platzes, scholl ein erstes schüchternes Vivat. Die Menschenmenge in den anliegenden Gassen nahm es lauter auf. Die Freude über die lutherischen Glaubensfreunde brach das gedrückte Wesen. „Vivat die Schweden! Vivat Gustavus Adolfus! Vivat die Schweden!" brauste es vielhundertstimmig über den Platz und empor zum düstern Himmel.

Der Oberst legte die Hand an den Hut und neigte sich leicht gegen die Ratsherren. Dann ritt er langsam vor und tauschte mit dem Hauptmann der Altringer einen

steifen Gruß von Degen zu Degen. Seine Musketiere rückten inzwischen Glied um Glied in den Markt ein.

Front gegen Front standen die Heerhaufen. Das weiße Schwedenbanner mit dem Wappen und dem Ritter Rufus blähte sich gegen das rote, zerfetzte Fähnlein der Kaiserlichen. Wieder lagerte sich ein schwül Schweigen über den Platz. Nur der Sturm fegte über die Dächer und um die Ecken, fuhr an die Hutkrempen und über die Eisenhauben.

Der kaiserliche Hauptmann riß seinen Gaul herum. Es galt der unerquicklichen Zeremonie ein Ende zu machen.

„In Rotten schwenkt!" schnarrte seine Stimme.

Nur die kommandogewohnten Pferde trampelten zur Antwort. Stocksteif blieb die Mehrzahl der Reiter, und die wenigen, die sich wenden wollten, mußten davon abstehen, weil die vielen nicht wankten und nicht wichen.

„In Rotten schwenkt!" rief es lauter und heiserer.

Diesmal lief ein Murren des Widerspruchs durch die Reihen der Altringer.

Der Hauptmann aus Böhmen griff sich in die spitzenbesetzte Halskrause, an die Stirn, den Hut, als wollte ihm den der Wind fortführen. Die Augen brannten in dem verlebten Gesicht unstet auf, und der Mund öffnete sich zu einem dritten verzweifelten Befehlsschrei. Aber sein Fähnrich kam ihm zuvor. Der stieß plötzlich das verschlissene Fähnlein hoch in die Luft, senkte es ebenso schnell gegen den Feind und schrie mit kecker, vordringlicher Stimme: „Vivat die Schweden! Vivat Gustavus Adolfus!"

Wären alle die etlichen dreißig Türme der ehrsamen Reichsstadt Rothenburg auf einen Schlag niedergebrochen — ihr Fall hätte nicht mehr Staunen und Bestürzung hervorrufen können, als hüben und drüben, bei Freund und Feind und gaffendem Volk in den Mienen sich malten. Und die zweite Überraschung folgte der ersten wie der Donner dem Blitz. Ein breitschultriger, knebelbärtiger Reiter mit kupfernem Gesicht, der dem Fähnrich zunächst am Leib war, streckte sich hoch im Bügel und ließ den Säbel mit einem weitschallenden, gotteslästerlichen Fluch auf den meineidigen

Vivatrufer niederſauſen, daß er wie ein Stück Holz vom Pferd auf den Boden fiel ...

Fluch und Hieb brachen den Bann. Im nächſten Augenblick waren die Altringiſchen Reiter aneinander. Schnaubend und ſtampfend ſchoben die Pferde ſich in einen Knäuel. Und drüber kreuzten ſich und blitzten die Säbel unter dem wütenden Kampfgeſchrei: „Hie Kaiſer und Papſt!“ — „Hie Schweden und Guſtavus Adolfus!“

Mit bangem Schreien ebbten die Rothenburger in die Gaſſen zurück. Sie und ihre Ratsherren, die ſich wie verſcheuchtes Hühnervolk auf der Treppe des Rathauſes zuſammendrängten, glaubten nicht anders, als ihr Marktplatz ſolle zum Schlachtfeld werden. Denn ſtanden auch die Schweden noch mit geſchulterten Musketen — es flackerte die Kampfluſt in den Augen, und es klirrte unheilvoll durch die Reihen.

Eine kurze, herriſche Gebärde des von Uslar gebot ihnen Ruhe. Stramm hielt er mit ſeinen Hauptleuten vor der Front ſeiner Musketiere und ließ die blauen Augen gelaſſen über das aufrühreriſche Getümmel ſchweifen. Er ſuchte den Hauptmann der Altringer. Hilflos umkreiſte der auf ſeinem Falben den Knäuel der Reiter. Seine Stimme blieb ohne Macht. Sollte er ſich ſelber in den Kampf werfen? Damit konnte er die Wut der Streitenden nur ſteigern, die kleine Schar ſeiner Getreuen nicht retten. Sollte er — den Feind um Vermittlung bitten? Sein Blick traf ſich mit dem des ſchwediſchen Oberſten. Grimm und Scham machten ihn noch unſchlüſſiger. Jetzt ging im Gewühl der Seinen das erſte Handrohr los: dem Wachtmeiſter, der den Fähnrich aus dem Sattel gehauen hatte, wurde das Pferd unter dem Leib weggeſchoſſen. Der Hauptmann riß ſich zuſammen, ſprengte an den von Uslar heran und ſtammelte ein paar Worte.

Der Oberſt nickte kurz. Er ließ die Trommel rühren. Hell und ſcharf fuhr der Wirbel über den Platz.

Die kämpfenden Altringer ſtutzten.

Scharf und hell wie der Trommelwirbel fuhr die Stimme des Schweden ins Atemholen der verkeilten Reiter: „Wer mit den Schweden iſt — hierher, ſchwenkt!

Wer des Kaiſers iſt, zieht — unter Schutz und Ehr' des Königs!" ...

War es der ſchneidige Ruf des von Uslar, der ſich aufs Befehlen beſſer verſtand als der Hauptmann aus Böhmen, oder war es der dämpfende Guß aus Himmelshöhen, der faſt gleichzeitig aus einer vorüberſegelnden ſchweren Wolke auf die erhitzten Streiter niedertroff — ſie ließen, wenn auch knirſchend, voneinander. Ohne Beſinnen und Wortverlieren wies der Hauptmann mit ſeinem Degen nach der oberen Schmiedgaſſe. Dann ſpornte er den Falben und ſprengte voraus. Die wenigen, die es noch mit ihm hielten, verſtanden den Wink und jagten hinter ihm drein, die Gaſſe hinunter. Die Meuterer ſchlugen ſich zu den Schweden, denen der Rat mit dankbaren Bücklingen Willkomm und Ehrentrunk bot ...

⁂ ⁂ ⁂

Der letzte Reiter, der hinter dem Hauptmann drein — aber im Schritt und nicht im Trab — den Rothenburger Marktplatz verließ, war der Wachtmeiſter Hans Seipolt. Der gleiche, der den Fähnrich in die Pfanne gehauen hatte und dem ſie dafür das Pferd unter dem Leibe niederknallten. Der Braune, auf dem er ſaß, gehörte dem jungen Geſellen, der neben ihm ging. Unbekümmert um das ſchauluſtige Volk, das von allen Seiten herandrängte, um das Willkommſpektakel von Rat und Schweden von nahem zu ſehen, unbekümmert um das Aufkreiſchen der Frauen und die Verwünſchungen der Männer, bahnten ſich die beiden ihren Weg. Breit und patzig, wie ein rechter Eiſenfreſſer und Bärenſtecher, ſaß der Ältere im Sattel. Von einer zackigen Schramme, hart über der rechten, buſchigen Braue, tropfte ihm das Blut in den angegrauten Bart. Die jähzornig glimmenden Augen ſtreiften mit herausfordernder Geringſchätzung das Bürgerpack, das ſich doch den langen Beſuch der Altringer an die 27 000 Taler hatte koſten laſſen. Sein jugendlicher Begleiter — ein ſchlanker Burſche mit Backen wie Milch und Blut — ſah mit Schelmenblicken um ſich und pfiff leis, aber vernehmlich genug, den „Pappenheimer Marſch", als könnten die Rothenburger juſt jetzt ein erziehlicher Lied nicht hören.

Erſt als ſie um die Ecke waren und der Markt hinter ihnen lag, gab Hans Seipolt dem Jungen einen Wink, ſich hinter ihm in den Sattel zu ſchwingen. Kaum war's geſchehen, ſo ging es im Hui die holprige Schmiedgaſſe herunter — den Kameraden nach, die ſchon, den Federbuſch des Hauptmanns an der Spitze, durchs Kobolzeller Tor verſchwanden. Ohne ein Wort zu tauſchen, ſprengten ſie zwiſchen den hochgiebligen Häuſerreihen hin, während der Regen, munterer wie je, vom Himmel ſchoß. Dann mit Poltern und dumpfem Hallen unter dem Torbogen durch, am Wachhaus vorbei, hinaus auf die talwärts ſich ſenkende Straße.

So hitzig ſie ritten — als ſie bei der Doppelbrücke waren, die in zwei mächtigen, übereinandergebauten Rundbogenläufen über den Tauberfluß ſich ſpannt, ſahen ſie jenſeits den Hauptmann mit ſeinem Häuflein ſchon wieder bergan reiten, der Hohenloher Ebene zu. Sie hetzten den Braunen über die Brücke, aber dahinter ſtutzte er. Seipolt trieb ihm die Sporen ein. Es half nichts: er bäumte ſich bloß und ſtand wie ein Stock; er zitterte und keuchte unter der Doppellaſt und wieherte rechtshin, wo aus dichten Erlenbüſchen die Herrenmühle vortrat.

„Er will ins Quartier," lachte Uz Lebrecht, der Junge, und deutete hin zur Mühle, wo ſie im frühen Sommer drei Wochen ſich gütlich getan hatten.

„Werd' ihm Quartier geben!" knirſchte der Wachtmeiſter und ſetzte dem Gaul von neuem mit Zaum und Stechſporn zu. Als es nichts fruchtete, ſprang der Junge ab. Er griff das Pferd am Zügel, ſtreichelte es, ſchwatzte ihm in die Ohren. Doch kaum hatte er es ein paar Schritte mit ſich gelockt, ſo ſah er Hanſen Seipolt im Sattel wanken und konnt' ihn nur noch gerade im Rücken ſtützen.

„Was gibt's, Wachtmeiſter?"

„Bloß der rote Saft — der verfluchte —" Mit dem Ärmel verſuchte Seipolt ſich das Blut aus den Augen zu wiſchen. Aber der erhobene Arm ſank herunter.

„Ihr blutet unter der Achſel!" rief der Junge beſtürzt. „Ihr ſeid geſtochen!"

„Daß dich — Gottsdonner — ich will ...“ Der ſchwere Leib taumelte ſeitwärts.

So gut es ging, fing ihn Uz auf und ließ ihn, alle Kraft aufbietend, ins Gras gleiten. Er warf einen Blick in das erblaßte Geſicht des Bewußtloſen am Boden; einen zweiten rückwärts nach der Stadt, von der der Wind immer neuen Vivatlärm heruntertrug und den dritten ſtraßaufwärts, wo die Altringer eben die Höhe erreichten und landein davonſtoben. Guter Rat war teuer und ein ſchneller Entſchluß vonnöten. Der Braune, ſeiner Laſt nun ganz ledig, trabte vergnüglich der Herrenmühle zu. Flink entſchieden, lief Uz in langen Sätzen dem Pferde nach, daß die goldblonden Haare um Geſicht und Eiſenhaube flatterten. „Der wird wohl doch recht behalten!“ murmelte er, und trotz der üblen Lage konnte der junge, flaumbärtige Mund des Lächelns ſich nicht erwehren.

Der Herrenmüller war mit ſeinen Knechten beim Kornſchroten. Er war nicht gerade froh erſchrocken, als ihm der Uz mit dem Anliegen ins Haus fiel, ihn und den Wachtmeiſter, und ſei es auch nur für eine Nacht, zu herbergen. Er kannte die beiden vom Sommer her — wenn auch nicht als die ſchlechteſten, ſo auch als die beſten nicht. Und die Schweden, das wußte er, würden ihn auch nicht lang ungerupft laſſen ... Gleichwohl hatte er ein Einſehen, und ſie ſchafften den Hanſen, der noch immer ohne Beſinnung lag, in die Mühle und unters Dach in eine muffige Kammer. Bei der Herrenmüllerin hatte der Uz ob ſeinem Frohſinn von früherher noch einen Stein im Brett; ſie gab ihm, was er zum Verband nötig hatte. Wie er zum andernmal in die Kammer trat, ſaß der Wachtmeiſter aufrecht auf dem Schragen, auf den ſie ihn gebettet hatten, und ſah ſich um, wie einer, der ſich nicht zurechtzufinden weiß. Er ließ ſich berichten, was mit ihm geſchehen war. Aus Zorn über ſeine Schwäche wollte er des Henkers Großmutter ein Bein abſchwören.

„Gleich ſitzen wir auf,“ herrſchte er, „oder ich will mein Lebtag einen Weiberrock tragen!“

„Müßt' Euch fürtrefflich anſtehen!“ meinte der Uz. „Laßt Euch nur gleich das Wams ausziehen!“

„Milchbart — grindiger!“ Der Seipolt ſchlug nach ihm, aber ließ ſich's wenigſtens gefallen, daß der Junge die Wunde wuſch und ein Tüchlein darüber band. Länger wollte er ſich nicht gedulden. Ob man warten ſolle, bis der Schwede einen aufhebe wie einen faulen Sack? Zeit ſei genug verſchändet und der Hauptmann halbwegs Aſchaffenburg, ehe man ihn einhole ... Sie erhandelten um teures Geld vom Herrenmüller einen klapprigen zweiten Gaul, ſo daß ſie beide wieder beritten waren. So ſchnell es die Pferde vertrugen, machten ſie ſich davon und gewannen die Steige.

Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel blieb trüb, und es war ſtockdunkel, noch ehe ſie die Höhe ganz erreichten. Seitab ſtarrte ein Tannenholz. Wie zufällig lenkte der Wachtmeiſter dorthin und brummte was vom „Raſthalten bis Sonnenaufgang“ in den Bart. Uz wunderte ſich weiter nicht, daß der Alte, wie er ihn bei ſich zu nennen pflegte, wetterwendiſcher war wie ſonſt, und ſprach kein Wort dawider. Der Blutverluſt mochte ihn doch ſchwächer gemacht haben, als er wahrhaben wollte ... Sie zogen die Pferde, ſo tief es ging, ins Gehölz. Für ſich ſuchten ſie auf der Nadelſtreu den trockenſten Fleck, um zu lagern ...

Der Junge brauchte ſich gerade nur auszuſtrecken, und ſchon war er, übermüde von den Fährniſſen des Tages, eingeſchlafen.

Anders Hans Seipolt. So dumpf ihm der Schädel war und ſo unleidlich es in der Wunde unter dem Arm ſtach und zog, er ſetzte ſich bald wieder auf und ſtierte in die ſinkende Nacht. Den Flußgrund drunten deckte der ſinkende Nebel zu, und über den jenſeitigen Höhen ſchwamm er erſt recht mit dem fahlen Himmel ineinander. Nur ein verirrter Lärmruf wies mitunter die Richtung, wo die Stadt lag, in der jetzt die Schweden bei vollen Bechern und Schüſſeln bankettierten. Er neidete ihnen ihr Glück nicht. Daß er am Morgen noch in den Daunen lag und am Abend unter einem Buſch — was ſcherte es ihn? Es war das erſtemal nicht. Aber die Unluſt, die in ihm gärte, ſeit ſie Rothenburg hinter ſich hatten, wuchs im

Dunkeln und trieb Gedanken in ſeinem Hirn wie giftige Blaſen. Das klägliche Halten auf dem Markt, der Schurkenſtreich des Fähnrichs, der Aufruhr und das jämmerliche Gebaren des Hauptmanns ließen ihn ingrimmig die Fauſt ballen. Aus der widerwärtigen Gegenwart kroch ſein Erinnern rückwärts ins Vergangene. War der Nebel dran ſchuld, der ihm den Atem verſetzte, war es, daß die Wunde ein ungewohnt Feuer in ſein Geblüt brachte: ſein ganzes Leben leierte an ihm vorbei, als würde es bildweis, erſt langſam, dann immer ſchneller von einer knarrenden Walze abgewickelt. Ein vaterloſer Bub, im Thüringiſchen von einer Magd geboren, lief er im zehnten Jahr mit durchziehenden Soldatenhorden davon. Am Rhein und an der Theiß, in Holland, in der Schweiz, in Italien, in Deutſchland und Frankreich kreuz und quer ſah er ſich im Troß und als Soldat, als räuberiſchen Heckenreiter im eigenen Sold, als ſtolzen Korporal und Wachtmeiſter bei des Kaiſers Fahne. Wild und wilder, über Stock und Stein ging die unſtete Jagd: durch brennende Dörfer und heulende Menſchen, durch Spielgeſchrei und Saufgelag, aus eines Mädels Arm ins Händeln und Kriegen, in Blut und Tod. So kühl die Nacht war — die zottigen Haarſträhnen klebten an Hanſen Seipolts heißer, niedriger Stirn. Er deckte die Hand vor die Augen, aber die Hetze der Bilder ließ ihn nicht. Gewiſſensbiſſe waren es nicht, die ihn bedrängten. Nur der Ekel würgte ihm den Hals und ein dumpfes, unfaßbares Verlangen nach Raſt in der Unraſt, nach ſtillem Veratmen, nach freundlichem Verweilen ... Er mußte den Uz wecken. Der ſollte ihm vorſchwatzen. Der ſollte ihm einen Schnack erzählen und mit ſeinem Lachen Ekel und Geſpenſter bannen ... Er drehte ſich ſeitwärts zu dem Schläfer; ſtemmte ſich an ihn heran, um ihn wachzuſchütteln. Als er ihm in das junge, ſchlummernde Antlitz ſah, zog er die Hand wieder ſacht zurück: die langen Haare, der ſchweren Eiſenhaube ledig, fielen üppig über Wangen und Stirn. Ein Lächeln wie eines Kindes ſpielte um den halboffenen Mund. Der Friede, den er, Hans Seipolt vergebens ſuchte, lag auf den Zügen des Jungen. Ganz ſo hatte er ihn gefunden — zwölf,

fünfzehn Jahre mochten's her sein, in einem ausgebrannten Gehöft an der Donau. Ein schlafender Knabe, lag er bei Trümmern und Toten — wie durch einen Zufall lebendig und heil. Das Wachtfeuer, das sie angezündet hatten, leckte an dem Buben, daß er sich rührte. Ein betrunkener Dragoner hatte ihm mit einem Stich den Rest geben wollen, und er, Hans Seipolt, war — aus einer Laune vielleicht — dazwischen gefahren. Am Tag darauf hatten sie ihn mitgenommen, ihn unter den Troß gesteckt; er wurde des Wachtmeisters Knechtlein und späterer Leibgenoß ...

Hans Seipolt war nicht der Mann der Zärtlichkeiten. Aber es tat ihm gut, dem schlafenden Uz eine Weile ins Gesicht zu schauen. Und er brachte es nicht über sich, ihn zu wecken. So zog er sich denn mit Brummen und Achzen von ihm zurück und legte sich wieder auf den Rücken. Auf einmal war er doch schläfrig geworden. Eine Zeitlang hörte man nur die Tropfen, die da und dort im Tannenholz über die Zweige zum Boden rannen. Hernach gesellte sich ein Schnarchen dazu, als gält' es, die Bäume zu sägen — kurz und klein ...

Der Schlaf meinte es wohl mit Hansen Seipolt. Er erlöste ihn von dem wüsten Erinnerungsspuk des Abends. Er tat aber noch ein übriges: gegen Morgen schickte er ihm ein gar ungewohnt Geschenk — einen Traum, wahr und echt, wie die Wirklichkeit ... Er war wieder in Rothenburg und wieder auf dem Marktplatz. Aber es war hoher Sommer, und kein kriegerisch sondern ein lustig Gewühl ringsum. Hell und laut gingen die Schalmeien und die Zinken und die Fiedeln: Schäfertag war, am Dienstag nach Bartholomä, wo die Schäfer aus Stadt und Amt zu St. Wolfgang sich sammelten, nach der Predigt ins Güldene Lamm zogen, auf dem Markt eine Gans köpften und hernach um den Herterichbrunnen tanzten — alles nach altem Brauch. Der Wachtmeister stand schwerfällig unter den Zuschauern. Die Kameraden schwenkten mit den buntbebänderten Schäfern um die Wette blitzblanke Bauerndirnen und gezierte Stadtfräulein; er war sich zu würdig und alt für derlei Possen, und den Uz hatte der Hauptmann mit einer Botschaft über Land geschickt —

das machte ihm den Festwein vollends sauer. Ihm zunächst im Gedränge stand ein Bauer — wenigstens dem Wams nach — dürr wie ein Zaunstecken und mit einem Maulwerk, das nicht stillstand. Jedem, der es hören wollte oder nicht, erzählte er, er sei der Bauer Michel Wern; mit seiner Tochter, der Ev', sei er vom Frankenwald auf die Barthelmesse gekommen, und der Dirn zulieb und um den berühmten Schäfertanz zu sehen, sei er noch in der Stadt geblieben. Im übrigen hab' er einen Hof geerbt, von einem Mutterbruder, im tiefsten Odenwald, und in der andern Woche woll' er mit Sack und Pack hinziehen — er, der Hofbauer Michel Wern. Dem Hansen Seipolt war das Gered' schon lang zu dumm, zumal sich der zudringliche Maulaufreißer an ihn, als eine Respektsperson, besonders zu wenden schien. Da — als er sich eben anschickte, mit den breiten Schultern sich rückwärts und aus dem Gedräng zu drücken, trat eine blutjunge Dirn mit scharzen Zöpfen aus dem Tanz und zu dem Bauer her. Der zupfte denn auch gleich den Hansen keck am Ärmel.

„Halten zu Gnaden, Herr Leutnant! Meine Tochter, die Ev'! Verlohnt sich, daß Ihr sie anseht — dächt' ich! Halten zu Gnaden, Euer Gnaden!"

Hans Seipolt hatte nicht übel Lust, dem zutätigen Bauern mit der Faust unter die Nase zu fahren. Schon hob er bedrohlich den Arm, aber der Bauer hatte das widerstrebende Mädel zwischen sich und ihn geschoben. Ihre Backen glühten, röter noch als vom Tanz, und die Augen, die noch eben arglos-glücklich schimmerten, blickten scheu und ängstlich an ihm hinauf — gar nicht, als wär' ihr die erzwungene Bekanntschaft nach dem Sinn. Die grinsenden Gesichter derer, die herumstanden, brachten sie vollends aus dem Gewicht.

„Könnt's schon auf einen Tanz mit ihr wagen!" ermunterte der neugebackene Hofbauer mit einem listigen Kichern.

„Wenn's Euch nicht lüstet, Herr Gevatter!" flötete eine hohe Stimme dazwischen. „Ich nehm' Euch den Tanz ab!" Ein windiges Stadtbürschlein im Stutzerhabit war dazugetreten und legte den Arm um des Mädels Hüfte.

Stilleben
Gemälde von L. Heinrich Heyne

Das war just die Weise, die dem Hansen ins Blut ging. Den Arm des tanzwilligen Bürschleins beiseiteschlagen und den seinen, wie zum Schutz, der Ev' um die Schulter legen, war eins. Aber ein Zurück gab es nun auch nicht mehr — wenn er sich nicht zum Spott machen wollte. So hart es ihn ankam — er fluchte in sich hinein, schimpfte sich einen alten Esel mit seinen Fünfundvierzig und war froh, daß der Uz über Land war — er zog die Dirn an sich und war, ehe er sich's versah, mitten drin im Tanz. Wie ein zittrig Vöglein lag das erschrockene Mädel an seiner Brust und wagte nicht auf- noch umzublicken. Aber Hansen Seipolt wurde es eigen zumute — je länger er den feinen jungen Leib festhielt und um sich schwang. Sein Ingrimm zerrann mit seiner Würde und seinen Jahren. Es packte ihn — jung und trunken wie Mairausch — daß ihm's die Fiedeln und Zinken und Flöten nicht genug taten! Daß er die Dirn nicht von sich ließ, sondern nur immer fester an sich drückte und tanzte — tanzte — immerfort tanzte — bis er — erwachte! —

Ein laut, fröhlich Lachen begrüßte sein Aufwachen. Es kam vom Uz.

„Ihr müßt nicht schlecht geträumt haben, Wachtmeister! Sehen hättet Ihr Euch sollen! Seit einer guten Weile sitzt Ihr, wiegt Euch in den Hüften und dudelt dazu, als wär' Kirchweih und Ihr hättet's mit dem Veitstanz!"

Wahrhaftig — Hans Seipolt sah es erst jetzt, daß er sitzend aufgewacht war. Gegen seine Art wußte er sich nicht zu fassen vor Verwundern und rieb sich die Augen einmal übers andre. Ein Traum sollte das gewesen sein? Und war doch vor ihm — jetzt wie zuvor — zum Greifen lebendig! Er warf einen argwöhnischen Blick auf den Jungen, auf die Nadelstreu, auf der er saß, durch die Tannen durch, hinter denen der lichte Tag stand. Eher war, was er mit leiblichen Augen sah, ein Traum, und das andere war und blieb das Wirkliche! Jung fühlte er sich noch immer und frisch und wie im Rausch. Und der Uz traute seinen Augen nicht: der Alte schmunzelte und war verwandelt wie noch nie ...

Über den Bergen des Frankenwaldes, fern drüben,

rang ſich die Sonne durch. Der Nebel war zerſtoben und wich zurück, weit und weiter. Jenſeits des Taubergrunds, der noch faſt ſommergrün mit Bäumen und Büſchen und luſtigen Wieſen unter ihnen lag, und mit dem ſilbernen Flüßlein gleich einem Geſchmeide prunkte, ſtieg hell und heller die Stadt empor — von alters von kundigen Weltfahrern dem heiligen Jeruſalem verglichen. Eine ſteile, vielzackige Märchenburg ragte ſie mit dem ſtolzen Getürm himmelwärts. Während unſer Seipolt mißtrauiſch hinüber blinzelte und der Uz über ihn den Kopf ſchüttelte, hob die Kirche von Sankt Jakob an zu läuten, tief und feierlich. Das Glöcklein von Sankt Wolfgang, draußen vor dem Klingentor, gab ſchrille, heitere Antwort, und, bedächtig die Mitte haltend, mengte ſich das Geläut von Sankt Johannes unter die beiden. Die Rothenburger läuteten die Schwedenherrſchaft ein. Dem Wachtmeiſter drang es wie Klingen und Säuſeln des Friedens zu Ohren. Er ſpann an ſeinem Traum weiter, dem ſeltenen, faſt einzigen, der drum eine ſo zauberiſche Gewalt über ihn hatte. Vom Tanz zog er mit dem Bauern Wern und der ſchweigſamen Ev' ins Lamm und traktierte die zwei mit Speiſe und Trank. Der Bauer lud ihn zum Spiel, worauf der Schelm es ſeit Anbeginn abgeſehen, und hernach, als der Beutel leer war, damit er ſich Widerglück hole, auf ſeinen Hof im Odenwald — hinter Miltenberg und Amorbach — auf den Namen konnte der Hans ſich nicht beſinnen ...

„Werd' ihn ſchon auskundſchaften, im Odenwald — und Widerglück holen!“ brummte er vor ſich hin, als wär er mutterſeelenallein mit ſich.

„Was meint Ihr?“ fragte neugierig der Uz.

„Daß es Zeit iſt zum Reiten — potz ſchlapperment!“ Der Wachtmeiſter ſprang auf wie der Jüngſte und wandte ſich nach den Pferden, die längſt ungeduldig ſcharrten und ſchnaubten.

„Laßt mich erſt Eure Wunde beſehen und neu Zeug auflegen!“ mahnte der Junge. „Wir treffen eh' den Hauptmann nicht mehr in Aſchaffenburg!“

„Was Wunde und Aſchaffenburg?“ gab Hans Seipolt patzig zurück. „Im Odenwald — hinter Miltenberg und

Amorbach — ist ein fett Quartier. Dort leg' ich mich ein. Willst mit, so komm!"

Schon saß er dem Braunen im Sattel und trieb ihn über einen Stoppelacker der Straße zu. Der Uz hatte Mühe, mit seinem Klepper hinterdrein zu kommen und lachte und schimpfte in einem Atem in sich hinein. Was für ein Teufel, zum Henker, war in den Alten gefahren? Manchen hatte er bei dem Hansen schon ein- und wieder ausfahren sehen. Aber diesmal mußte es ein gar besonderer sein! . . .

⁂ ⁂ ⁂

Viele heimliche Gründe, von Waldbergen umschlossen und von flinken Bächen durchrauscht, liegen im Odenwald — zwischen dem Main und dem Mümling, zwischen Miltenberg und Michelstadt. In einem der versteckteſten lag der „Hof", der dem Michel Wern aus Franken als Erbstück zugefallen war: ein kleines Wohnhaus und rückwärts zwei Stadel, ein paar Morgen Wiesen und dürftiges Ackerland machten die ganze Herrlichkeit. Dermalen, wo der große Krieg mehr und mehr auch im südlichen Deutschland ganze Städte und Dörfer ins Elend brachte und die schwarze Pest, was die Kriegshaufen verschonten, in Wüsteneien und Einöden verwandelte — war der abgelegene Talwinkel gleichwohl ein schätzbar Eigentum und keine verächtliche Zuflucht. Noch hatte kaum eine Streifschar mit ihrem Sengen und Brennen das tiefere Gebirg heimgesucht, und ein rechter Bauer, der sein Gewerk verstand, konnte auch auf dem bescheidenen Lampertshof — so hieß er nach dem früheren Besitzer — sein Auskommen finden, zumal wenn er, wie der Michel Wern, nur sein Weib und eine einzige Tochter mit durchzubringen hatte. Aber der Lampertshofbauer, wie er sich großspurig nannte, war weder ein rechter Bauer, noch verstand er etwas von jeglichem Arbeiten. Er war ein Projektenmacher, wie sie zu allen Zeiten nicht alle werden, und gehörte zu den Leuten, die, weil sie sich für gescheiter als ihre sämtlichen Mitmenschen halten, gemeinhin noch ein gut Maß dümmer sind. Der kahle Kopf mit dem einen, hochstehenden roten Haarbüschel und den abstehenden Ohren summte nur so von Plänen, und wenn

man den Mund mit den ſchiefen, langen Zähnen plappern hörte — und er plapperte immer — ſo hatte keiner ſoviel zu tun und auszurichten wie der Bauer Wern. In Wahrheit fing er den Wind in Säcken und kam überall ein Stündlein zu früh oder zwei zu ſpät. Als Wagenmacher, der er von Haus aus war, dann als Balbierer und Badſtubenhalter, als Kuhhirt, Schäfer und Hauſierer hatte er's ſchon verſucht und trieb's als Bauer nicht beſſer. Mit zwei Knechten fing er dort an, wo der verflоſſene Mutterbruder ſein Lebtag allein ausgekommen war. Nach dem Rezept, daß Reputation den Kredit erhöht, ließ er rundum in den Dörfern die Gulden ſpringen und ſaß nach vier Wochen in den Schulden bis zum Hals. Der eine Knecht lief ohne „B'hüt Gott" davon, der andere ließ zum Abſchied ein bös Fieber zurück, das des Bauers Weib, ſchon eh' die Geſundeſte nicht, in drei Tagen hinraffte. Jetzt hauſte er allein mit der jungen Dirn, der Ev', auf dem Lampertshof, ließ die Landwirtſchaft vollends liegen und ſchwatzte tagaus, tagein davon, er wolle ſich wieder auf die Handelſchaft legen oder das Balbieren in Wieſenthal treiben oder das Wagenbauen in Bullau. Derweil trieb er bloß das Windmachen wie immer, und lebte jämmerlich von der Hand in den Mund ...

Es war ein Herbſttag, klar und ſonnig, als wäre wieder Spätſommer, an dem Hans Seipolt und Uz Lebrecht durch den Buchenwald ritten — auf der Suche nach dem Lampertshof. Einen um den anderen Tag ſchon forſchten ſie umſonſt nach ihrem Bauern: immer wieder tat ſich ein neu Tal auf, dehnten ſich neue Wälder und blauten hinter der ſteilen Höhe, die ſie, den Gaul am Zaum, mühſelig heraufgekeucht waren, neue Waldberge. Wenn ein Menſch ſie von fernher kommen ſah, floh er davon, eh ſie ihn erreichten, und fanden ſie ſich glücklich in eins der ſpärlichen, menſchenarmen Dörflein, ſo verſteckte ſich, was laufen konnte. Wurden ſie gleichwohl eines Bäuerleins habhaft oder eines alten Weibes, das die Beine nicht trugen, — den Michel Wern wollte nie keiner kennen. Endlich hatte ein Förſter ſie auf die rechte Spur gewieſen: die Beſchreibung des Wachtmeiſters paßte, wenn auf einen,

so auf den neuen Lampertshofbauer. Unter dem Namen war er allein, auch in der weiteren Nachbarschaft, bekannt und auch von dem Forstmann mit einem vieldeutigen Lächeln genannt. So schloß sich denn richtig gegen Mittag der Holzweg, auf dem sie trabten, freundlich auf: Wiesen schimmerten her, und als sie aus dem Buchendämmer in die Lichtung kamen, lag ein schmaler, lieblicher Talwinkel vor ihnen; ein Bergbach plätscherte ihnen entgegen, und dichte Waldwände liefen ineinander, als wäre die Welt zu Ende. Im hintersten Winkel leuchtete rötliches Gemäuer, und über Strohdächern ragte ein Schornstein. Freilich — es wirbelte kein Rauch in die stille Luft, und öd und ärmlich stand das Gehöft gegen die Tannen- und Laubholzberge. Aber dem Wachtmeister, der sich die lange Fahrt zu keiner Stunde hatte verdrießen lassen, deuchten Tal und Hof eitel gelobtes Land. Er nickte zufrieden mit dem Kopf, sah prüfenden Blickes an sich hinunter, strich sich den struppigen Bart und fragte, ob die Schramme über seinem rechten Auge leidlich verheilt sei.

Der Uz, der seit jenem Morgen hinter Rothenburg, wo der Alte im Traum getanzt hatte, aus dem Verwundern nicht herauskam, bejahte die Frage.

„Man meint, Ihr hättet's nicht anders vor, als auf die Freite zu gehen!" setzte er dazu, sein Lachen verbeißend.

Hans Seipolt hörte drüber weg und hielt stramm auf den Hof zu.

Mausstill blieb es in Haus und Stadel, so nah sie jetzt waren. Verwildert lag linkshin ein ärmlicher Garten, mit ein paar Obstbäumen und Kohlstrünken. Eine Katze saß in einem offenen Fenster bei der Tür und schnurrte. Sonst regte und rührte sich nichts ...

Doch — da — hinter der Katze lugte ein vergrämtes Gesichtchen voll Schrecken hervor. Die starren, schwarzen Augen gehörten der Ev'. Sie glaubte nicht anders, als die fremden Reiter brächten nun vollends das letzte Elend, Raub und Morden und Brandschatzung auf den Hof, und bebte an allen Gliedern.

Der Ältere von beiden war schon abgesessen. Er trat zum Fenster, grüßte, so höflich er's vermochte und streckte

die mächtige Hand hinein in die Küche. „Werdet mich, hoff' ich, noch kennen, Jungfer Ev'. Den Wachtmeiſter Seipolt vom Schäfertag in Rothenburg!"

Die Ev' fiel aus einem Schreck in den andern. Sie erkannte den rauhkehligen Sprecher jetzt wohl, aber traulicher war ihr drum nicht zumute. Zaudernd legte ſie zwei Finger in die dargebotene Rechte des Wachtmeiſters. Scheu und wie hilfeſuchend ſah ſie dabei an ihm vorbei und traf auf zwei luſtige Augen und einen Mund, der ſie ermunternd anlachte. Der Uz war hinter ſeinen Alten getreten und zwinkerte, als wolle er für alles, was geſchehen könne, die Bürgſchaft übernehmen.

„Und der Vater?" fragte Seipolt weiter. „Was gibt's?" wandte er ſich faſt gleichzeitig nach dem Uz um, „Halt keine Maulaffen feil!" herrſchte er ungemütlich, „und bring die Gäule unter!"

Michel Werns Ohren hörten und ſahen auf Meilenweite, was ihn anging und was nicht. Auch die Reiter hatte er aus einer Dachluke erſpäht — ſchon als ſie aus dem Wald auftauchten, und jetzt ſtand er, wie gerufen, katzbuckelnd und kratzfußmachend unter der Tür.

„Ei, der Herr Leutnant!" kicherte er halb dreiſt, halb verlegen und rieb den roten Haarbuſch über der Glatze. „Was eine Ehr'! Was eine Überraſchung! Was ein Vergnügen!" Er näherte ſich und tänzelte um den Wachtmeiſter herum. „Kommen leider und Gott ſei's geklagt, zu einer ſchlechten Zeit, Euer Gnaden! Haben uns die Herren Kurbayern die andere Woch' Kiſten und Kaſten ausgehoben, Küche und Keller rein ausgefreſſen!" Seufzend verdrehte er zu ſeinen Lügen die Augen. „Müßt fürlieb nehmen! Mit dem guten Willen! So komm doch heraus, Ev'! Mach den Herren deinen Knicks! Was eine Ehr'! Was eine Überraſchung! Was ein Vergnügen!"

Der Uz, der, wie geheißen, zu den Pferden gegangen war, ſchnitt eine Grimaſſe. So alſo ſah das „fette Quartier" aus, das dem Alten Tag und Nacht keine Ruh' gelaſſen hatte. Ein ausgenommen Neſt und ein Windhund von einem Quartierwirt! Und der Hans, der ſonſt ſich vor Fluchen und Losfahren nicht halten konnte, wenn ihm

was wider den Strich ging — keine Miene verzog er zu des Bauern ſcharrfüßigem Geſchwänzel und Geſchwätz, als hingen die Würſte und Schinken an allen Bäumen und der Wein ſchöſſe nur ſo aus den Dachtraufen. Freilich — die Dirn hinter dem Fenſter — die war nicht gering zu achten! Und von der ließ denn auch der Alte kein Auge! Er, der ſonſt die Naſe rümpfte, wenn ein Weiberrock auch nur ums Eck flatterte! Es war über den Spaß ...

Es ſollte noch ganz anders über den Spaß gehen! Hans Seipolt, der ſonſt den Daumen gut auf ſeine geſpickte Geldkatze hielt, ließ die Taler und Gulden ohne Beſinnen heraus und in die Hand des Bauern ſpazieren. Statt daß ſie auf dem Lampertshof ſich auf Hauswirtskoſten gütlich taten, geſchah's auf die eigenen, und der Michel Wern war bis zum Abend auf den Beinen, dorfauf, dorfab in der Nachbarſchaft, und ſchleppte bei, was um Geld feil war. Dann ſtolzierte er einher, als hätten's die Gäſte aus ſeiner Taſche ... Der Wachtmeiſter war unterdes nicht müßig. Bald ſtand er ſinnierend in der Stube und den Kammern, bald bei den leeren Stadeln und vor dem verwilderten Gärtlein, bald umſchritt er, wie ein Kundiger, die Wieſen und Acker. Dazwiſchen trat er immer wieder in die Küche oder von außen ans Küchenfenſter oder an den Brunnen — überallhin, wo er einen Zipfel von der Eve ſah, die ihm doch ums Leben gern ausgewichen wär'. Ein ſchwerer, großwichtiger Gedanke, wie er nie keinen gewälzt, ſchaffte in ſeinem Hirn und hielt ihn gefangen ganz und gar, ſo daß ein Blinder es hätte ſehen müſſen. Blind aber war er unterweilen ſelber. Er ſah nicht, wie ein herzlich Spiel mit Blicken und halben Worten zwiſchen der verfolgten Dirn und dem Uz ſich an- und fortſpann. Wie ſchon beim erſten Willkomm floh ſie vor der Zutätigkeit des Alten je länger je mehr in die friſchen, treuen Augen des Jungen, und der gab mit Freuden Zuſpruch und Zuflucht.

Noch am erſten Abend gab es ein fein Bratenеſſen auf dem Hof. Die Ev' und auch der Uz ſaßen ſtill und einſilbig mit am Tiſch in der Wohnſtube. Hans Seipolt trank ſich den Kopf heiß, und der Bauer Wern führte das

große Wort. Noch vor dem Essen hatte er dem Wachtmeister, obwohl der kaum mehr von seinem Achselstich eine Beschwerde hatte, ein nürnbergisch Pflaster, das er weiß Gott wo aufgetrieben, auf die Wunde gelegt, und prunkte jetzt allfort mit seiner Baderweisheit. Leichthin kam er von den äußeren auf die Herzwunden, faselierte von allerhand unfehlbaren Liebestränklein und Besprechungen. Immer listiger und lustiger zwinkerte er dem Hansen über den Tisch: „Willst du ein Tag fröhlich sein? Geh ins Bad! — Willst du ein Wochen fröhlich sein? Laß zur Ader! — Willst du ein Monat fröhlich sein? Schlacht ein Schwein! — Willst du ein Jahr fröhlich sein? Nimm ein jung Weib!“

Kaum war er mit dem anzüglichen Sprüchlein zu End, so war die Ev' aus der Stube gehuscht.

Der Wachtmeister zog eine böse Falte in die Stirn, als er's gewahr wurde.

„Ist ein dumm, schüchtern Ding!“ begütigte der Bauer. „Werd' sie wieder herholen!“ Er hüpfte schon davon.

„Mag müd sein. Laß sie zufrieden!“ wehrte der Hans und winkte ihn zurück. Er nahm einen Schluck für zwei und wischte sich danach überlegsam den Bart.

Der Michel Wern brachte einen Würfelbecher und Schelmenbeine zum Vorschein, und das Spiel ging in der Runde. Der Bauer gewann. Weder der Alte noch der Junge waren recht dabei. Dem Seipolt war jetzt noch einer zuviel in der Stube. Es dauerte nicht lang, und er schickte den Uz hinaus: er solle noch nach den Gäulen sehen und hernach sich auf dem Stadelboden schlafen legen. Merkwürdig schnell war der Junge aus der Tür. Der Wachtmeister räusperte sich und fegte Würfel und Becher mit dem Ellenbogen vom Tisch. Die Köpfe, der des Bauern und der seine — klein und spitz und voll vermeinter Schlauheit der eine, dick und kraushaarig, zerhauen und weinhitzig der andere — beugten sich im Flackerschein des Talglichtes nah und näher zueinander. Daß es dem Reiter um das Mädel zu tun war, mußte auch ein noch Dümmerer als der Michel Wern lang schon erraten. Er witterte ein Geschäft und stellte sich um so spröder und harthöriger, je deutlicher unser Seipolt wurde. Und der

wieder ſprach im Weindunſt mehr als ſonſt — von Fried'- und Raſtſuchen, von einem geruhigen Unterkommen nach all der Kriegsfurie, vom Seßhaftmachen. Tief und tiefer geriet er hinein — wie damals auf dem Rothenburger Markt in den Tanz. Was dem Bauer ſein Hof gelte? Ob er ſchon auf einen Freier bedacht ſei für die Ev'? Und ob, und ob, und ob ...

Derweil hatte der Uz wohl nach den Pferden im Stadel geſehen. Er hatte auch wollen unters Dach und ins Stroh ſchlupfen. Aber dann ſtrich er doch noch einmal ums Haus. Die Luft ging würzig, und der Bach plätſcherte ſo traulich in den Wieſen. Der Himmel zwiſchen den waldigen Bergen ſtand voller Sterne. Was lehnte denn dort am Fenſter — vor der Wohnſtube? Und horchte, behutſam vorgebeugt, hinein zu den beiden drin, die ſo laut handelten? Die Ev'! Verſtohlen wie ſie lauſchte, trat der Uz zu ihr. Sie ſchrak auf. Aber ſie ließ ſich's gefallen, daß er ſie anſprach — leis und fürſichtig. Auf der Schmalſeite des Hauſes, nicht wo der Garten lag, ſondern dem Wald zu, lehnte eine Bank, unter dichtem Weinlaub, das ſich bis zum Giebel ſpann. Dorthin winkte ſie der Uz, und ſie folgte, wenn auch mit Zögern. Als ſie Seite bei Seite ſaßen und des Jungen Augen durch die Nacht ſo gutmütig zu ihr ſprachen, wurde ſie herzhafter. Von der Traurigkeit erzählte ſie, die über ihr ſei, ſeit die Mutter weggeſtorben; von dem Hundeleben, das ſie führten, auf dem verlotterten Hof; davon, daß der Vater wieder auf Handelſchaft wolle, und daß ſie ihm im Weg ſei; und endlich unter Tränen, von ihrer letzten Angſt — daß er ſie an den Wachtmeiſter geben wolle, den alten Bärbeiß, vor dem ihr grauſte ... Dem Uz wurde es eigen warm ums Herz. Er redete ihr freundlich zu. Und er ließ es nicht beim Zureden, ſondern nahm ihre Hand, ſtreichelte ſie und verſchwor ſich, daß ihr nichts Übles geſchehen dürfe. Das Schweigen der Nacht, das ferne Rauſchen und Raunen in den Bergwäldern, die tauſend funkelnden Lichter am Himmel und ein Fremdes, Unverſtandenes in der Bruſt, halb Weh, halb Wonne, bedrängte die zwei. Sie rückten näher zuſammen, berührten Schulter mit Schulter. Aber ſie trauten ſich

nicht mehr eins das andre anzuſehen und miteinander zu reden ...

Drinnen ging eine Tür. Der ſchwere Tritt, die rauhe Stimme Hanſen Seipolts wurde laut und die dünne, wiſpernde Michel Werns, der dem Gaſt die Schlafkammer neben der Küche wies.

Der Uz und die Ev' fuhren auseinander. Die Dirn huſchte auf einem Umweg ins Haus. Er ſchlich nach dem Stadel und unters Dach ins Stroh. Es war ihm, als hätte er etwas verſäumt, vergeſſen. Warum waren ſie aufs letzte ſo ſtumm geworden? Warum war er ſoviel zimperlicher als ſonſt, wenn ein friſcher Mund über den Zaun rief und lockte? Und er hätte ſie doch gern an ſich ziehen und küſſen mögen! ...

Ein lang Fackeln und Zaudern war Hanſen Seipolts Sache nicht. Wie er vor dem Feind gewohnt war, nicht erſt hin- und herzuflorettieren, ſondern geradeaus zuzuhauen und zuzuſtoßen, ſo hatte er gleich in der erſten Nacht dem Bauer Wern — in halber Trunkenheit freilich, aber er war auch ſo ſchon nicht nüchtern — auf Handſchlag zugeſagt, er wolle ihm den Lampertshof abkaufen und die Ev' zu ſeinem Weib machen. Während das junge Volk auf der Bank vor dem Haus ſaß, war Abrede getroffen worden, daß der Dirn am kommenden Morgen von ihrem Vater feierlich ſolle kundgetan werden, was für ein Glück ihrer gewärtig ſei. Doch noch war der Tag nicht recht angebrochen, ſo klopfte der Wachtmeiſter, der in der Nacht, ſo ſehr er dem Wein zugeſprochen, doch kaum ein Aug' zugetan hatte, ſeinen künftigen Schwieger aus dem Bett und teilte ihm mit, er hätte ſich's anders überlegt, und er wolle der Ev' ſelber Beſcheid ſagen; man dürf' ihr, ſchüchtern wie ſie ſei, nicht mit der Tür ins Haus fallen, müſſ' es vielmehr fein artig anſtellen. Wie ſich der Wachtmeiſter Seipolt das „fein artig" dachte, verriet er nicht. Die Wahrheit zu ſagen, war's auch ihm ſelber einſtweilen noch ein Geheimnis. Den ganzen lieben langen Tag ſtapfte er bald in weitem, bald in engem Bogen um das Mädel her. Zu mehreren Malen war es auf Spitz und Knopf, daß er ſeinem Gefühl und Antrag Luft und Form gab. Immer

wieder fand er den Rang nicht, und meinte er den gefunden zu haben, so fand er — die Ev' nicht. Inzwischen aber fanden sich die beiden Jungen, der Uz und die Dirn, nur um so schneller. Am Mittag, in einem unbewachten Augenblick, trafen sie sich, sie wußten nicht, durch welchen Zufall, hinter einer Brombeerhecke am Bach, hielten sich, Leib an Leib, dicht umschlungen und holten Mund auf Mund nach, was der Uz am Abend vorher vergessen hatte. Fast hätte der Seipolt sie so ertappt. Aber noch rechtzeitig stoben sie hier- und dorthin: die Ev' bog sich über den Bach, um ein Tüchel zu waschen; der Uz stolperte feldein — die Hände im Sack und ein Liedchen summend — als hätt' er nie was anderes getan.

Als der Abend heranrückte und er noch immer und immer sich nicht erklärt hatte, fing der Wachtmeister an sich zu schämen. Der Bauer Wern, der am Nachmittag wieder in den nächsten Weilern herumgelaufen war und sein Heidenglück austrompetet hatte, wo er stand und ging, machte ein verdutzt Gesicht, als er von dem Eidam hörte, es sei noch nicht richtig mit der Brautschaft. Beim Nachtmahl, das viel stiller verlief, als gestern, faßte der Hans endgültig den Entschluß, zum Ziel zu kommen. Eh' ihm die Ev' wieder entwischen konnte — schon war sie mit Essen fertig und an der Stubentür — griff er sie bei der Hand und führte sie ohne Loslassen vors Haus nach der gleichen Bank, wo sie am vorigen Abend mit dem Uz gesessen hatte.

Ihre Hand hielt er, auch im Sitzen, wie in einem Schraubstock, aber mit dem Reden hatte es halt immer noch gute Weile. Finster und voll Nachdenkens stierte er ins Dämmern. Erst wie er neben sich ein leis Schluchzen hörte — die Finger taten ihr weh, und das Herz klopfte vor Bangen — blickte er sie an. Die Liebeserklärung ließ sich nun wohl länger nicht aufschieben.

„Mußt halt nit weinen, Mädel" stieß er heraus. „Werd dich schon gut halten. 's ist alles abgeredet: ich kauf' den Hof, und du wirst die Bäuerin!" Er atmete tief auf. Es war heraus. Und der Mut wuchs ihm. Er drückte die Ev' gegen sich und sein struppiges Gesicht auf ihr weiches ...

Die Dirn ſtieß einen kläglichen Schrei aus, und wie er ſie lockerer ließ, eh' er ſich's verſehen, hatte ſie ſich losgewunden, war im Dunkel fortgeglitten ...

Hans Seipolt kratzte ſich hinter dem Ohr. Ganz ſo hatt' er ſich's ja nicht gedacht. Und daß ſie immer ſich zierte und ſcheu tat, ärgerte ihn für den Augenblick, denn er meinte es „fein artig" hinausgeführt zu haben. Doch — des Schwerſten war und blieb er ledig. Er ſtand auf und ging zurück ins Haus.

Auf der Schwelle lungerte der Uz, der ihn merkwürdig anſchaute — halb verſchmitzt, halb trutzig. Der Hans war drauf und dran, dem Jungen zu ſagen, wie's ſtand. Aber all die Tage ſchon, und zumal ſeit ſie auf dem Lampertshof waren, hatte er eine eigene Scheu vor dem Burſchen. Morgen war auch noch ein Tag.

Aus der Wohnſtube ſtreckte der Bauer ſeinen Kopf.

„'s iſt im reinen," brummte der Wachtmeiſter und ging ohne Aufenthalt durch die Küche in ſeine Schlafkammer.

Fürs erſte war's ihm noch etwas beklommen zumute. Er warf ſich aufs Bett, wie er war und ſinnierte über das Geſchehene. Je länger er dalag, überkam's ihn um ſo froher, trug ihn davon wie Traum und Rauſch. Er ſah ſich als Hofbauer, drunten in der Stube, neben ſich die Ev' als ſtattliches Geſpons. In der Wiege vor ihnen lag ein winziger Seipolt, wie die Welt ſo ſchön noch keinen geſehen. Im Stall blökte und brüllte und quiekte es nur ſo von Vieh; Geſinde lief ein und aus, und die Stadel faßten das Korn und den Hafer nicht. Und dabei war Friede, Friede — nach all dem Rennen und Raufen landauf und landab — köſtlicher Friede ...

Dem Hanſen wurde die Kammer zu eng vor Glück.

Noch war's mit dem Schlafen nichts. Er erhob ſich, ſtieß das Fenſter auf. Noch war's ihm nicht freie Luft genug, was da aus dem nächtigen Waldtal hereinzog. Durch die Küche tappte er ſich ins Freie. Vor dem Haus reckte er wohlig die Arme — auch der rechte tat wieder mit, trotz des Stich's — ſo wohlig, daß ihm die Knochen im ganzen Leib knackten ...

Ein leiſes Flüſtern und Wiſpern machte ihn aufhorchen. Da — noch einmal! In dem dürftigen, unkrautigen Gärtlein regte ſich was und huſchte es wie ein Schatten.

Behutſam wandte er ſich dorthin und lugte um die Hausecke. Was er ſah, machte ihm das Blut in den Adern erſt gerinnen und dann wild auftoben. Auf dem Apfelbaum, der ſich bis faſt ans Haus hinlehnte, ſaß wer — der Uz! — und beugte ſich hinauf nach dem Fenſter im Giebel, und aus dem Fenſter beugte ſich wer zu ihm — ein Mädelsgeſicht — die Ev'! ... Im nächſten Augenblick war der Hans nicht mehr ſeiner Sinne mächtig. Wie ſchnell es geſchah, wußte er ſelber nicht: er hatte den Jungen heruntergeriſſen von ſeinem Apfelbaum, daß die Äſte brachen, ſchlug ihn mit den Fäuſten, wohin er traf, auf Kopf, Bruſt und Rücken und ſchleuderte ihn, ſo lang er war, weitab ins Strauchwerk, daß er leblos liegen blieb ... Ohne auf die Ev' zu achten, die händeringend niederblickte, ſchnaufte er zurück ins Haus und in ſeine Kammer ...

Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen und flirrte ihm vor den Augen. Vor unſinniger Wut bebte er am ganzen Leib, daß er ſich gegen die Wand ſtützen mußte. So alſo trieben ſie's mit ihm! So der Bub, den er aus einem Totenhaufen aufgeleſen hatte, und ſo das Mädel, dem er noch eben fein artig die Eh' verſprochen! Recht hatte er getan! Gut hatte er's ihnen gegeben! Sobald würde der Junge nicht wieder aufſtehen und nach den Früchten langen in ſeinem, Hanſen Seipolts Garten. Vielleicht hatte er das Genick gebrochen. Am beſten, er hatte es ſchon — ſonſt bräch' er's ihm morgen! Oder er würd' ihn davonjagen, wie einen räudigen Hund! Wie ein Krampf ſchüttelte ihn die Wut wieder und wieder.

Ächzend ſetzte er ſich auf ſeinen Bettrand. Böſe Gedanken brauſten hinter ſeinem Schädel. Ein Eſel war er, ein langohriger! Was brauchte er dem Bauernſimpel den Hof abkaufen? Was das Mädel zum Weib nehmen? Er jagte den Spitzbuben, den Wern, mit dem Jungen davon und nahm ſich das Mädel zur Liebſten und hauſte mit ihr, bis er's ſatt hatte und davonritt ...

Ob er dem Uz wirklich den Genickfang gegeben und

den Garaus gemacht hatte? War schad' um ihn. — Warum nicht gar! Wer hieß den Burschen sich an fremdem Eigen vergreifen? Er hatte ihn gemocht, gern gemocht — so in seiner Art. War doch schad' um ihn! Und daß er's grad hatte sein sollen, der Hans, der den Jungen zuschanden schlug ... Ob er's wirklich so schlimm gemacht hatte? Ob er ihn ernstlich tot oder zum Krüppel gehauen hatte?

Ohne Wissen und Willen war der Wachtmeister wieder unterwegs — in die Nacht hinaus. Er lief sacht am Haus hin und spähte neugierig und zugleich beklommen in den Garten. Der Mond hing als schmale Sichel über dem Berg und warf ein spärlich Licht auf Busch und Gras. Dem Hansen brannten die Augen von dem, was er sah, und wollten gar übergehen. Dort lag der Uz, noch immer halb über den Boden gestreckt. Seinen Kopf mit den langen Haaren hatte die Dirn im Schoß, und er hörte sie herzbrechend weinen und sah sie den Jungen küssen und streicheln. Und der Junge tröstete sie seinerseits unter Küssen: „'s ist noch nicht Matthäi am letzten mit mir! Hör' auf, Ev'! Bloß ein, zwei Rippen hat er mir zerschlagen und den Arm ausgerenkt! Tröst' dich, Ev'!" Und wieder hörte er nichts, als ihre Küsse ... Und der Nachtwind raunte im Gezweig, und der Bergbach plätscherte und plauschte, als hätt' er wunder was Neues, Ewig-Altes zu sagen ...

Nicht als der, der er gegangen war, kam Hans Seipolt zum zweitenmal zurück in seine Kammer. Er schleppte sich wie einer, der allgemach aus einem Traum widerwillig aufzuwachen anhebt. Und ein schwerer und ein langer Traum war's, der so schnell nicht aus den Augen zu reiben und von den Gliedern zu schütteln war. Von hinter Rothenburg hatte er gedauert bis in den hintersten Odenwald, vom Schäfertanz bis jetzt ... Aber er rieb ihn sich aus den Augen, und er schüttelte ihn sich von Seel' und Leib. Wach war er! Und nüchtern! Und dachte und tat wie ein Wacher und Nüchterner ...

Im Osten kündete ein früher Streifen Lichts den Morgen. Just wie gestern, bloß früher noch, klopfte der Wachtmeister bei dem Bauern an und trat ungerufen zu

ihm hinein. Noch eh' der Michel Wern aus dem Bett war, ſetzte ihm der Hans auseinander, er habe ſich anders beſonnen. Sein Wort hab' er gegeben, den Hof zu kaufen, und ſein Wort woll' er halten. Den Kaufpreis, einen ſtattlichen Haufen gut Gold, zählte er auf den Tiſch.

„Und die Ev', Euer Gnaden! Was ſoll aus der Ev' werden?" fragte der Bauer, mit den Augen das Geld verſchlingend und doch des Handels nur halber froh.

Der Wachtmeiſter ließ ſich auf kein Erklären ein. Der Michel Wern hatte ſchreiben gelernt. So wenigſtens hatt' er zwiſchen heut und vorgeſtern oftmalen geprahlt. Jetzt ſollt' er's weiſen, aber flugs.

Der Bauer, verſtört wie er war, kramte lang, plapperte halblaut vor ſich hin, weil er's laut nicht wagte, und rückte endlich mit Kiel und Papier und einem dunklen Schreibſaft heraus. Der Hans ſtellte ſich neben ihn und ſagte ihm Wort für Wort, was er geſchrieben haben wollte, und nach bald einer Stunde — die Sonne glomm ſchon da und dort über dem Berg auf — ſtand's geſchrieben und unterfertigt: „Ich, Michel Wern, han verkauft meinen Hof, geheißen der Lampertshof, ſamt allem, was drin und draußen iſt, an Uzen Lebrecht, den Reuter, am Tag St. Gallus, den 16. Oktober Eintauſendſechshundertzweiunddreißig."

Die Verſchreibung nahm der Hans an ſich und ließ den Bauer ſitzen. Er ging hinters Haus. Aus dem Stadel zog er ohne Lärmen den Braunen. Dann ſtieg er die Leiter hinauf und ſah durch die Luke unters Stadeldach. Der Uz lag im Stroh und ſchlief. Er ſtieg wieder herunter, holte die Verſchreibung vor und band ſie mit einem Fetzen, den er ſich vom Hemdärmel riß, an einen Stein. Drauf ſchwang er ſich in den Sattel. Mit gutem Wurf warf er Stein und Verſchreibung durch die Luke, daß ſie neben dem Schläfer niederfielen. Und ſchon war er aus dem Hof und ſchon ging's mit verhängten Zügeln talab ...

Fahr' wohl, Fried' und Traum! Hans Seipolt, der Wachtmeiſter, iſt wieder, der er war. Nach Aſchaffenburg geht die Fahrt und weiter — in neues Raufen und Kriegen ohn' Ende ...

Deutſcher Maſtbaum

Von

Hugo Salus

Um den mächtigen Maſtbaum gedrückt,
Wird die Truppe deutſcher Soldaten,
Die welſche Hinterliſt feige verraten,
Südwärts in die Verbannung geſchickt.
Und der Segler durchſchneidet die See
Immer weiter vom Heimatſtrande;
Ach, wie lechzt nach dem Vaterlande
Heim jetzt ſehnend der Seelen Weh.
„Deutſchland, biſt du uns wirklich geraubt?
Heimat, biſt uns für immer entriſſen?
Sollen wir ewig nun ſuchen müſſen,
Was wir als ſicherſtes Gut uns geglaubt?
Heimat, wir ſchrein nach dir übers Meer!
Künd' uns, ob wir dich je wieder ſchauen!" —
Horcht, da ſauſt es und rauſcht in den Tauen,
Und ein Sturm brauſt vom Norden her.
Um den rieſigen Maſtbaum geſchart,
Heben ſie alle die Blicke. O Wunder!
In ſeinem Holze rauſcht es jetzunder,
Raunt es wie Märchen vertrauteſter Art.
Und er dehnt ſich, ſtreckt Äſte aus:
Mitten im Schiff ragt ſtolz eine reiche,
Grüne, blätterrauſchende Eiche,
Jedes Blatt ein Gruß von zu Haus.
Und ſie rauſcht: „Mein Wurzelholz
Iſt im deutſchen Walde geſtanden,
Und in Deutſchland werd' ich auch landen:
Denn mein Deutſchſein iſt auch mein Stolz!"
Unter der Eiche knien ſie: „O Glück!
Deutſche Eiche, wie ſoll'n wir dir danken!
Feſt ſtehſt und treu du in all dem Schwanken!
Du, deutſche Eiche, führſt uns zurück!

Platzende Granate

Ölstudie von Prof. Arthur Kampf

Wirkung einer ſchweren engliſchen Granate (oben) — Improviſierte Feldküche. Aquarelle von Theodor Rocholl (Ausſchnitte)

Der Krieg und die Maler

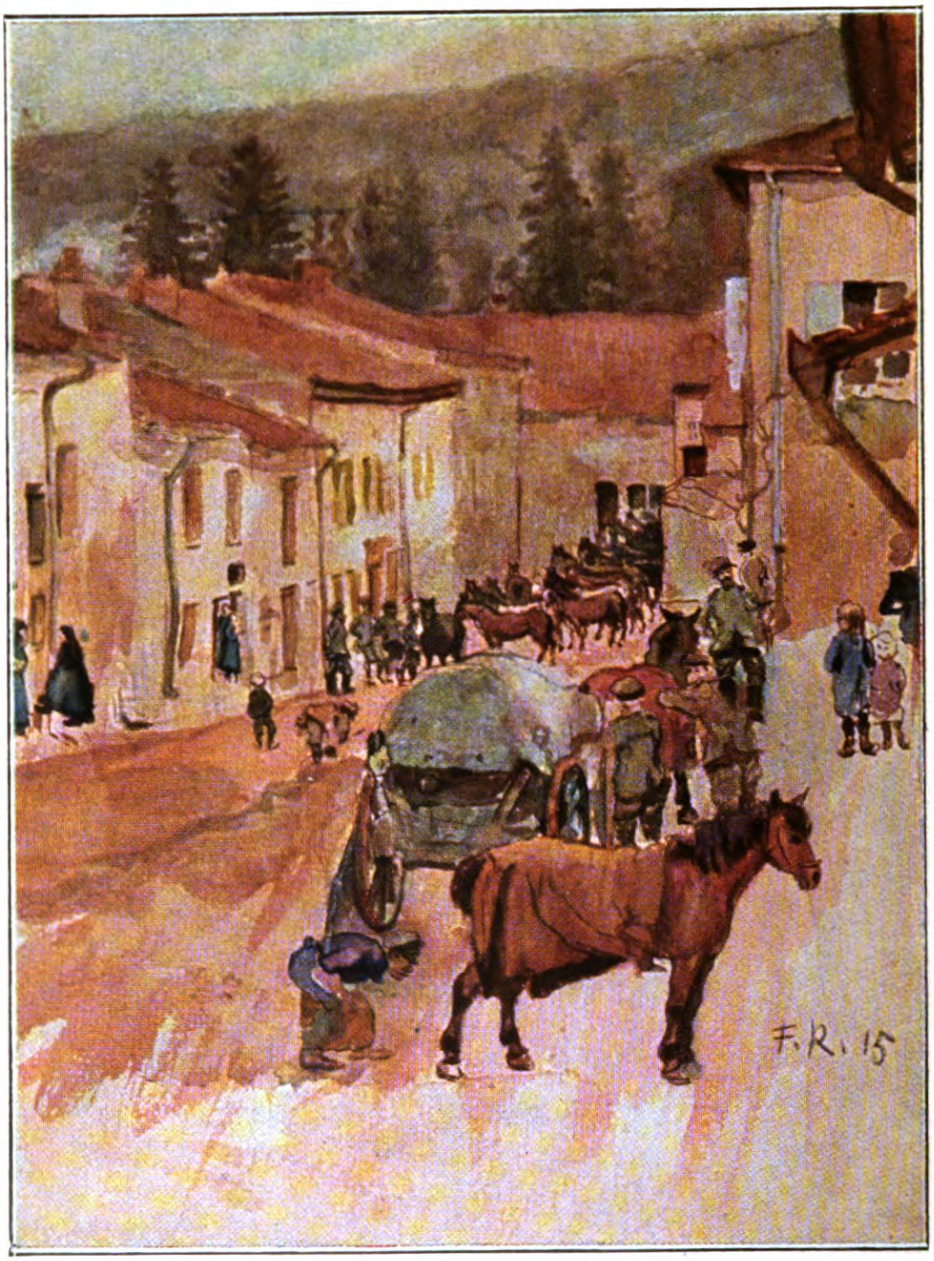
Von Fritz von Ostini

Die Kriegsmalerei der alten, der älteren Zeit, in der noch nicht so gewaltige Menschenmassen auf große Entfernungen einander gegenüberstanden, hatte andere Aufgaben, andere Mittel, andere Vorbilder als die heutige. Man schilderte Heldentaten einzelner, kühne Leistungen von Gruppen, man hatte farbige Uniformen, mehr oder minder schöne Waffen und wilde Gebärden kämpfender Männer darzustellen — alles dies war malerisch im guten alten Sinne. Man hat das Beispiel der Alexanderschlacht im Museum von Neapel herangezogen, und ein Salvator Rosa etwa sah den Kampf noch ganz so, wie der Schöpfer jenes Mosaikbildes. Und ähnlich blieb es die ganze Neuzeit durch bis zum Siebziger Krieg, bis nach dem Siebziger Krieg. Auch damals gab es noch farbenreiche Uniformen, die dem Maler dankbaren Anhalt boten, und ganz besonders das Heer unserer Feinde mit dem schönen Rot und Blau von Hose und Kapottrock sicherte jenem gute farbige Klänge. Aber man malte schon nicht mehr Episoden allein, man stellte auch mit taktischer Genauigkeit die ganzen Aufmärsche und Gefechtsbewegungen fest, wozu besonders auch die großen Panoramagemälde die Möglichkeit boten. Das Gesichtsfeld der Maler wurde größer; malerisch war das Ganze solcher Bilder dann freilich nur mehr durch Vordergrundgruppen und landschaftliche Stimmungen. Die Schlacht bei Wörth von Otto Faber du Faur, ein Panorama, dessen schöne Entwürfe tadellos erhalten sind, war ein Musterbeispiel dieser Art, an dem auch Militärs sich wohl unterrichten konnten. Friedrich Bodenmüller und Heinrich Lang arbeiteten in ähnlichem Sinne und suchten das Ganze aus einer Häufung von Einzelheiten aufzubauen. Gleichzeitig gab's

freilich noch Künſtler genug, die den Kampf der Männer und Roſſe in Epiſoden verherrlichten, die Epopöe des gewaltigen Krieges, der uns das Reich geſchaffen. Die Ruhmeshalle des Berliner Zeughauſes erzählt davon, und Anton von Werner, Camphauſen und viele andere malten mit an der Geſchichte des großen Krieges. Und in den Friedensjahrzehnten nachher ſchlief dieſe Kriegsmalerei nicht ein. Solche, die nie Gelegenheit hatten, den Krieg auf dem Schlachtfelde zu ſtudieren, ſtudierten ihn auf dem Manöverplan, und ein Theodor Rocholl, ein Angelo Jank haben, angefeuert von eingeborener Luſt an Soldatenweſen und Reiterherrlichkeit, ihren Bildern nicht weniger Anſchaulichkeit und wildes Leben verliehen als jene, die den Krieg ſelbſt als reife Männer erlebt hatten. Sie ſchrieben nicht Geſchichte vielleicht, aber dafür hatten ſie auch ſchon den Abſtand von den Geſchehniſſen des großen Krieges, der dazu gehörte, um im einzelnen den großen Zug des Ganzen zu faſſen. Ebenſo wie ſie, hat Ludwig Putz in München ſeit langen Jahren eine Schlachtenmalerei aus Überlieferung und Manöverſtudium heraus geübt, die ihre Zwecke erfüllte, und dazu kommt wohl noch mancher im deutſchen Norden, deſſen Name hier nicht mit aufgezählt werden kann.

Nun brach im Hochſommer 1914 ein Weltkrieg los, deſſen Maß in jeder Beziehung ſo rieſenhaft war, daß überhaupt alle bisherigen Begriffe von Krieg auf den Kopf geſtellt wurden — für die Heerführer, die Heere, die Völker und auch für die Maler. Künſtler der verſchiedenſten Richtungen weilen von Anfang an an der Front, alte und junge und auch ſolche genug, die nur in Gefechtspauſen den Griffel, ſonſt die Flinte führen. Und ſie ſehen ganz andere Dinge als die Schlachtenmaler von damals. Der Krieg iſt ohne Farbe, die Schlachtfelder ſind leer, die Kriegsmaſchinen von heute werden unſichtbar gemacht, ſie durchfliegen die Luft, ſie tauchen unter das Waſſer. Und vor allem iſt unſer Empfinden den Geſchehniſſen des Krieges gegenüber ein anderes. Wir wollen nichts ſehen, was nach großer Phraſe, nach großer Gebärde ausſieht. Wir fühlen, auch wenn wir wiſſen, daß die Unſerigen Sieger ſind, im

Blick auf Lille von der Zitadelle aus. Ausschnitt aus einer Ölstudie von Prof. Hans von Hayek



Pferdeappell

Ausschnitt aus einem Aquarell von Fritz Rhein

Tiefſten mit, fühlen ihre Opfer, ihre Verluſte, ihre Leiden. Wir wollen keine dramatiſche Geſtaltung ihrer Taten, wir wollen ſehen, wie es ihnen geht, wie ſie leben. Wir wollen etwas von dem ſchlichten und vornehmen Ernſt unſerer Armee-Berichte auch im Bilde haben. Unſere Begeiſterung iſt nicht laut und prahleriſch. Wir kämpfen um unſere heiligſten Güter, furchtlos, aber mit dem Ernſt, den die Stunde fordert. Auch unſere Kriegsmalerei iſt ernſt geworden, ernſt, nicht nüchtern, ſachlich, aber weit weg von einem kühlen Realismus. Und vor allem einfach! Was uns am wärmſten berührt von dem unendlich Vielen, das die Künſtler von der Front hereinſchicken, das ſind oft nur kleine flüchtige Skizzen aus den Kampfſtellungen und vorderſten Etappen, unmittelbare Aufnahmen von Malern, die ſich ins Granatfeuer vorwagten, oder gar von Malern, die im grauen Soldatenrock draußen ſtehen. Dramatiſch aufgemachte Kampfſzenen mit ſteigenden Pferden und wild um ſich ſchlagenden Reitern haben ein kleines Publikum jetzt. Aber vor ganz ſchlichten Zeichnungen aus Schützengräben, von Geſchützdeckungen, aus Feldlazaretten und Etappenorten mit ihrem ſeltſamen, aus Krieg und Frieden gemiſchten Leben, ſieht man die Menſchen mit feuchten Blicken ſtehen. Die Menſchen, die mit dem Herzen draußen ſind — und das ſind gottlob doch die meiſten von uns! Auch die Kriegsmaler der älteren Generation ſind da vielfach ganz andere geworden — ſchon durch den Stoff, dem ſie ſich unterordnen müſſen. Es werden auch jetzt noch glänzende Reiterattacken geritten, es gibt wütendes Handgemenge, wie ehedem. Aber das alles iſt nicht das Kennzeichnende für dieſen Krieg mit ſeinen ungeheuer ausgedehnten Fronten. Kennzeichnend für ihn iſt da vielmehr das zähe Ausharren in allerſchwerſter Lage, das ſo ungeheure Anforderungen an Opfermut und Selbſtbeherrſchung ſtellt, iſt die Bewältigung nieerhörter Entfernungen, ſind die fabelhaften Leiſtungen der Technik, ſowohl was die Anlage von Befeſtigungen, als was die Schöpfung rieſenhafter Kriegsmaſchinen angeht. Ein Symbol dieſes Krieges wird ewig der Schützengraben bleiben, ein anderes der Zweiundvierziger-Mörſer, das U-Boot! Alles

dieſes iſt aber auch in einem neuen Sinne maleriſch und wurde gemalt, ungezählte Male — und immer packt es wieder!

So hat Theodor Rocholl, einſt der Maler verwegener Kavallerieangriffe und des dramatiſch bewegten Kampfes überhaupt, u. a. die nüchterne Sandſackarchitektur eines Schützengrabens mit erbeutetem Maſchinengewehr dargeſtellt, eine improviſierte Feldküche im Poſtwagen, ein zerſchoſſenes Haus. Solche und ähnliche Dinge werden natürlich nicht das einzige bleiben, was der Künſtler über den Krieg zu ſagen hat, wenn er den entſprechenden Abſtand gewonnen hat, aber ſie ſind faſt das einzige, was ein Künſtler jetzt ſchon über den Krieg ſagen kann. Eins iſt da beſonders bezeichnend: der einzige, der es bis jetzt unternommen hat, ſeine Erlebniſſe an der Front ins Monumentale zu ſteigern, Fritz Erler, iſt dabei gegenſtändlich ganz einfach geblieben. Seine große Serie von Kriegsbildern enthält nichts, was nicht geſehen wirkte, was nicht, in einen anderen als ſeinen monumentalen Stil überſetzt, als ein ſchlichter Bericht von der Front gelten könnte. Und dieſe einfachen Vorgänge gewinnen einen Ewigkeitswert durch die ſtiliſtiſche Darſtellung, weil das Typiſche als groß empfunden war. Ein paar Bilder mit verwundeten Soldaten in dieſer Reihe ſind ſo ergreifend durch die ſelbſtverſtändliche, mannhafte Ruhe, mit der die Krieger ihren Schmerz tragen, daß ſie dem, der ſie geſehen, wohl nimmer aus dem Gedächtnis ſchwinden werden. Daß Erler dieſe Dinge auch aus der Nähe ſchon ſo anzupacken wußte, liegt daran, daß ſein Monumentalſtil eine fertige, ausgereifte, auf alles anwendbare Form darſtellt, daß ſich ihm beim Schaffen ſchon alles von ſelbſt ſozuſagen ins Monumentale wandelt. Selbſt im kleinſten Format! Die Erlerſchen Aquarelle von der Front könnten ohne weiteres in doppelter Lebensgröße auf eine Wand gebracht werden. Er iſt damit eine Erſcheinung für ſich in der Schar der neueren Kriegsmaler — für die Mehrzahl der anderen gab es nur zwei Möglichkeiten — das Schlachtenbild bisheriger Art, angewendet auf heutige Kampfweiſe und Uniformierung und die unmittelbar auf dem Kriegsſchauplatz gewonnene Studie.

Feldlazarett im Walde. — Fliegeroffizier
Bleistiftzeichnungen von Prof. Arnold Busch

Sturm. Ausschnitt aus einem Aquarell von Fritz Rhein

Traverse am Fort Hamidije an den Dardanellen. Ölstudie von Amandus Faure

Gefangener französischer Infanterist, verwendet als Krankenwärter im Hotel Dieu in Laon

Ölstudie von Prof. Ernst Liebermann

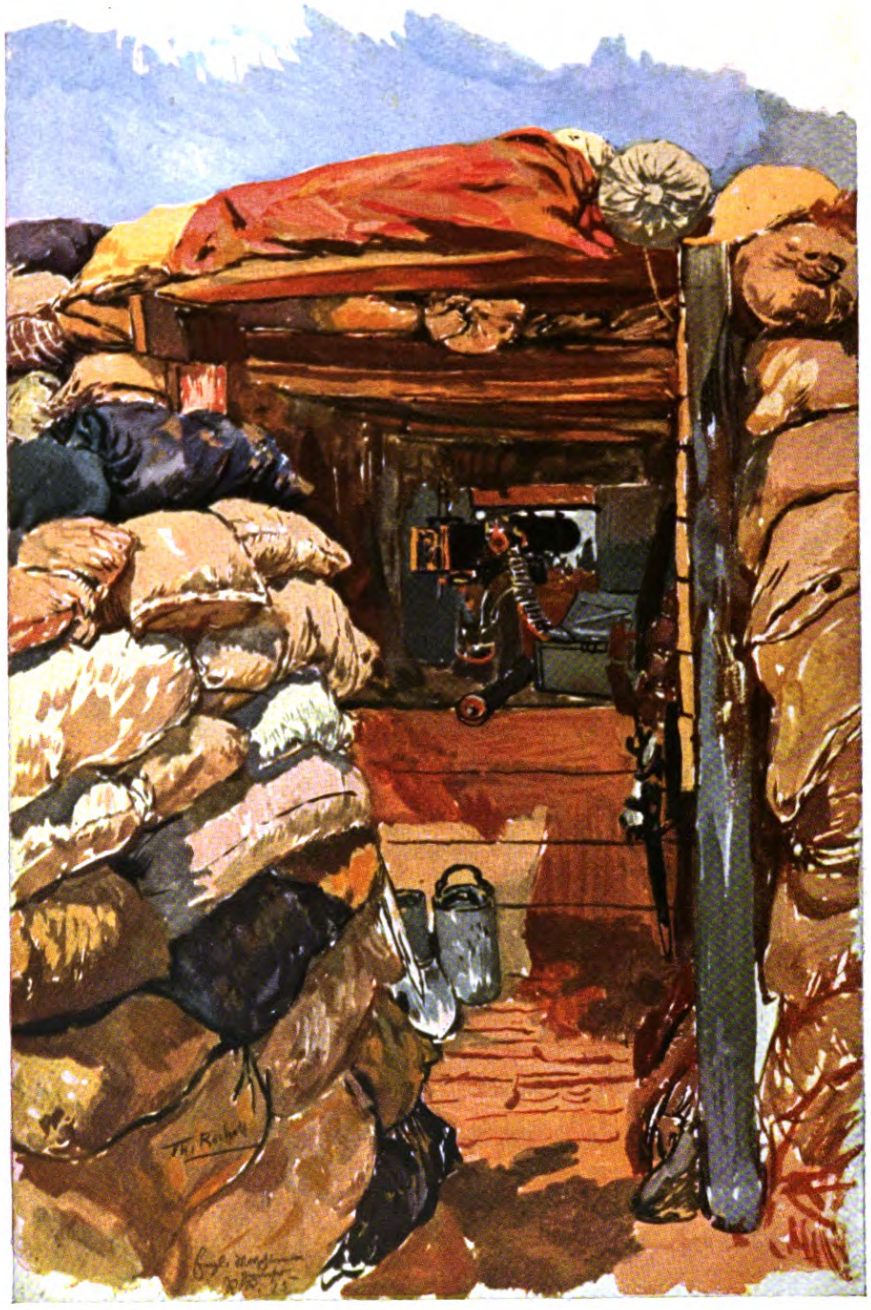
Einer, der mehr noch auf das Bild hinarbeitet, wenn ihn auch ein gesunder Wirklichkeitssinn vor leerem Pathos bewahrt, ist der Düsseldorfer Wilhelm Schreuer. Die Ulanen auf der Verfolgung, die hier abgebildet sind, könnten ihrer Art nach auch um ein Jahrzehnt früher gemalt sein. Schreuer hat aber auch eine ganze Anzahl Bilder von flämischen Schlachtfeldern, Mordschützenszenen aus Löwen, Bilder von der Aisne und Yser gemalt, die trotz ateliermäßiger Durchführung den Stempel frischer Wirklichkeit tragen und im Vortrage leicht und flüssig sind. Was Artur Kampf uns noch über den Krieg sagen wird, müssen wir erst erfahren — die hier wiedergegebene Studie „Platzende Granate" möge einstweilen für ihn zeugen. Man könnte sich denken, daß er künftig einer der Geschichtsschreiber des Krieges würde, er mit seiner scharfen preußischen Klarheit und seinem gewaltigen tatsächlichen Können. Im Geiste seiner Kunst lebt auch etwas von dem Geiste, der unser Heer von Sieg zu Siege führt, dem Geiste phrasenloser Pflichttreue und Festigkeit. Vielleicht wird er einmal große Augenblicke des Völkerringens festhalten mit einem Stich ins Offizielle, mit betonter Tatsächlichkeit, wie A. von Werner es nach dem Siebziger Jahre tat, aber mit anderer Einschätzung malerischer Werte. Seine ergreifenden Bilder aus den Befreiungskriegen, sein Magdeburger Wandgemälde lassen uns da gar manches erhoffen. Denn: ob die Mehrzahl der Ästheten auch die Große Historie ins alte Eisen werfen möge, das Bedürfnis nach ihr wird sich doch wieder fühlbar machen, auch eine repräsentative Kunst wird einmal wieder sein und sein müssen und sich auf unsern Krieg beziehen. Einstweilen freilich können die Künstler nur die Bausteine dazu zusammentragen. Von einer scharfen Sachlichkeit, die den entsprechenden geschichtlichen Materialwert verbürgt, sind auch die beiden Zeichnungen von Arnold Busch, die hier klein wiedergegeben werden. Das Feldlazarett im Walde könnte recht gut, fast wie es ist, zu einem Bilde gesteigert werden, und das Bildnis eines Fliegeroffiziers hält nicht nur das Abbild eines einzelnen fest, es verewigt einen Typus, der in seiner todesverachtenden Kühn-

heit zum ersten Male in diesem Kriege auftaucht, an Wagemut, im Einsetzen des ganzen Mannes für die große Sache alles früher gekannte Heldentum überbietend. Welche potenzierte Tatkraft, welcher stählerne, aufopfernde Wille malt sich in diesen Zügen!

Mit sehr reicher Ausbeute kamen vom Kriegsschauplatze die Maler Ernst Vollbehr, Hans von Hayek, Ernst Liebermann. Jeder von ihnen war in anderer Art und jeder tüchtig vorgebildet für diese Aufgabe. Vollbehr hatte das Schnellfertigsein, das flinke und sichere Erfassen des Wesentlichen und vielleicht auch ein wenig die Verachtung der Gefahr, die dazu gehört, auf Tropenreisen geübt, im Usambaragebiet und anderen Bezirken Deutschafrikas. Hatte er damals seine Aufgabe noch mehr vom Standpunkt des zuverlässigen Berichterstatters aus aufgefaßt und vielleicht weniger auf gute Malerei als auf ethnographische Treue gegeben, so überraschte Vollbehr, als er seine Kriegsstudien ausstellte, aufs angenehmste durch ihre höhere Qualität. Seine Aquarelle und Gouachen ließen es ja auch an Wahrhaftigkeit nicht fehlen, aber es war doch viel mehr von innerem Erleben darin als in den Tropenschilderungen, und auch als Maler war Vollbehr inzwischen gewachsen. Gerade, daß er über die Wirklichkeit nicht hinaus will, gibt seinen farbigen Studien vom Kriegsschauplatz ihren dokumentarischen Wert. Besonders interessant sind seine Darstellungen natürlicher und künstlicher Höhlenwohnungen, wie sie unser Heer im Westen im letzten Winter bezogen hatte, Bilder von Geschützdeckungen, Kolonnen, Kraftwagenparks, zerschossenen Forts, vom Granatfeuer zerpflückten Alleen usw. Jedes Blatt ist Krieg, jedes aber auch Wirklichkeit, grausige oder idyllische, wie es eben trifft.

Hans von Hayek, ursprünglich ein Zügel-Schüler, der hauptsächlich die Landschaft pflegte, hatte schon seit etlichen Jahren durch seine Manöverbilder Aufsehen erregt. Da war einer, der das ausgesprochen Militärische, die Erscheinung der Truppen im Gelände, das Kennzeichnende einer feldmäßigen Lage mit wenigen kecken Strichen überaus sicher traf. Es war feine Schwarzweißkunst oder flotte, prickelnde Malerei, was Hayek in seinen Manöverstudien bot — der

Gefechtsstelle eines Generalkommandos. Ausschnitt aus einer Ölstudie von Prof. Hans von Hayek



Erbeutetes englisches Maschinengewehr
Aquarell von Theodor Rocholl

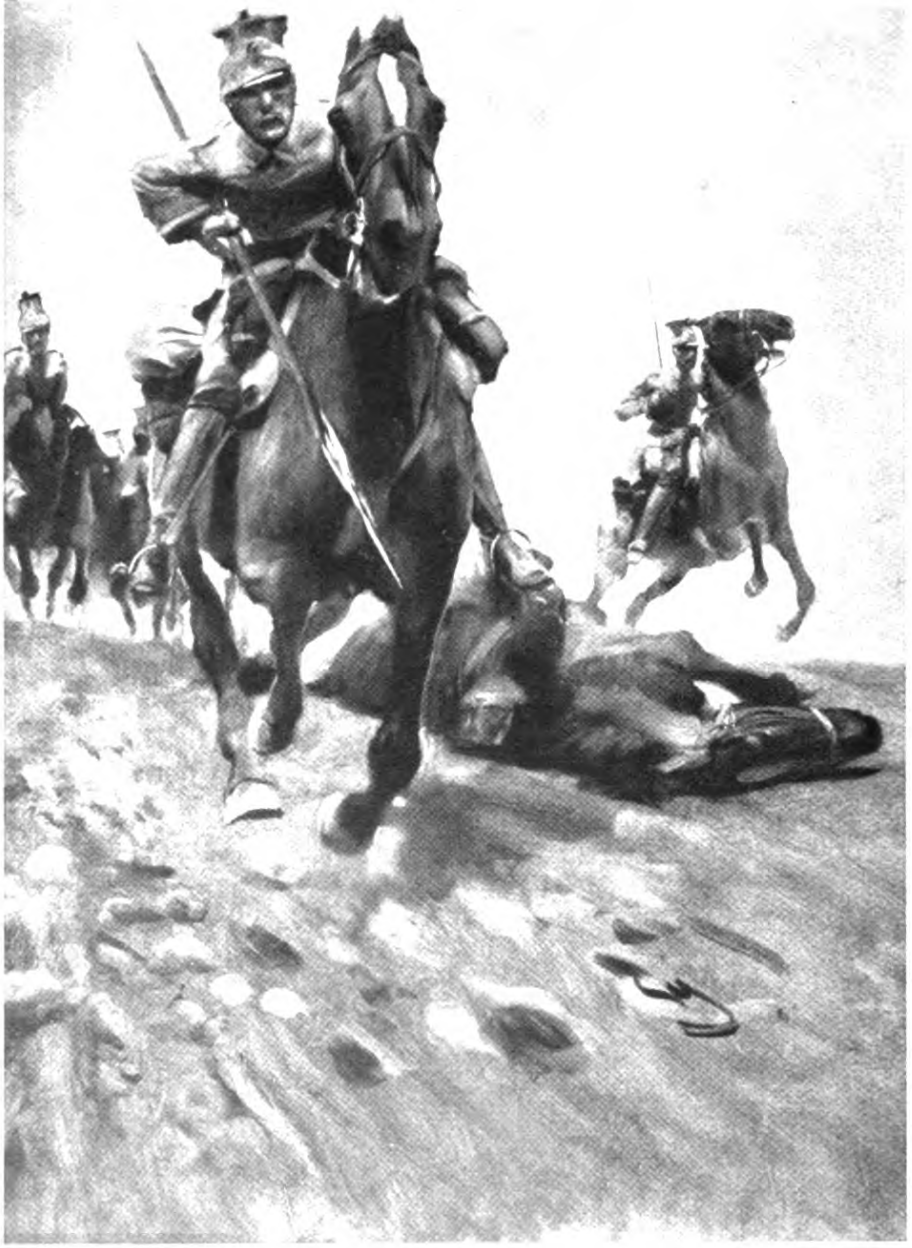
Krieg brachte ihm dann die Gelegenheit, das Errungene sofort auf den Ernstfall anzuwenden, als er als Kriegsmaler der Armee des bayrischen Kronprinzen in Flandern und Nordfrankreich zugeteilt wurde. Da schuf er denn eine Fülle von Zeichnungen voll graphischen und sachlichen Reizes und weich und flott gemalten Studien, von denen zwei, in diesem Almanach nachgebildete, einen guten Begriff geben. Man sieht da, daß der Krieg in Grau durchaus nicht unkoloristisch gemalt zu werden braucht — bloß die „bunten" Noten fehlen meist in der Harmonie der Farben. Auf den gleichen Kriegsgefilden hat der Münchner Ernst Liebermann gearbeitet, hauptsächlich in Nordfrankreich, in und um Laon, Cerny, bei Reims usw. Für ihn war alles Soldatische neu, als er an die Front ging, wo er in drei Monaten wohl anderthalb Hundert Studienblätter auffammelte. Er brachte aber das Rüstzeug eines unfehlbar sicheren, zeichnerischen und malerischen Könnens mit und eine beispiellose Arbeitskraft, und so arbeitete er sich rasch in die neue Umwelt ein, und außer den typischen Erscheinungen des Stellungskrieges, die jeder Maler draußen zunächst sieht und festhält, malte und zeichnete er zahlreiche Typen und Bildnisse von Freund und Feind, zum Teil ganz ausgezeichnete lebensgroße Studienköpfe und dazu zahlreiche schöne Architekturstudien aus vielgenannten Orten des Kampfgebiets; die Architekturmalerei gehört ja zu den Besonderheiten des vielseitigen, aus Sachsen-Meiningen stammenden Künstlers. Er ist übrigens mit Max Liebermann nicht verwandt. Wie man weiß, hat auch dieser seinen Stift gelegentlich in den Dienst der Kriegskunst gestellt und etliche Blätter in seiner unvergleichlich lebensvollen Schwarzweißtechnik geschaffen.

Einer, den man mit einiger Überraschung hier unter den Kriegsmalern vertreten finden wird, ist der Stuttgarter Amandus Faure. Bisher war seine Besonderheit die Schilderung des fahrenden Volks gewesen, der Kunstreiter und Akrobaten allerart, die er in ihren Zelten, Garderoben und Wohnräumen immer aufs neue verewigte, mit Vorliebe in Nachtstücken — jetzt bringt er uns charakteristische Kriegsbilder von den lichtüberströmten Dardanellen. Die

Münchner Sezessionsausstellung von 1915 enthält übrigens auch ein eindrucksvolles Nachtstück aus dem Kriege von Amandus Faures Hand, den nächtlichen Ausmarsch von Truppen aus einer Stadt. Als Kriegsmaler war auch der, hier durch zwei fesselnde Studien vertretene Fritz Rhein bisher nicht bekannt, wohl aber als „Soldatenmaler" anderer Art. Wir kannten von ihm eine Anzahl vortrefflicher Bildnisse höherer preußischer Offiziere, und man darf sagen, daß nicht viele es fertig gebracht haben, solche markante Soldatenporträts derart zu bewältigen, wie er; die leidige Steifheit der Uniform, die so vielen bei dieser Aufgabe ein unüberbrückbares Hindernis bildet, die Härte ihrer farbigen Klänge, scheint ihn gar nicht zu stören. Seine Offiziersbildnisse sind malerisch gestaltet in vorbildlichem Sinne, und er gewinnt dem, was andere behindern mag, sogar besondere farbige Vorzüge ab. Für seine hier wiedergegebenen Kriegsbilder hat er sich, im Gegensatze zu dem festen, kernigen Stil seiner Bildnismalerei, eine überaus leichte und lockere Malweise zurechtgelegt.

Der siebenundsechzigjährige Ludwig Dill aus Karlsruhe hat sich wohl nicht mehr Eindrücke für Kriegsbilder unmittelbar an der Front gesucht; und doch zwang auch ihm, der sich im Siebziger Krieg schon das Eiserne geholt, das Erlebnis dieses Kampfes den Pinsel in die Hand, Dill malte an zwei Dutzend kleine Kriegsbilder mit starker Betonung koloristischer Absicht, breit, skizzenhaft, die zum Teil in überraschendem Grade erlebt wirken. In seiner Phantasie, die ihn bald nach Flandern, bald nach den Argonnen, bald nach Masuren trug, wacht eben das vor vierundvierzig Jahren Erlebte wieder auf, und so erscheint das, was da zustande kam, doch nicht als Ateliermalerei. In der gleichen Münchner Sezessionsausstellung, die Ludwig Dills Bilderserie birgt, hängen zahlreiche Aquarelle und Zeichnungen eines bisher fast unbekannten Malers Franz Klemmer, die namentlich in Künstlerkreisen starkes Aufsehen erregten durch ihre impressionistische Frische und unangekränkelte Wahrheit. Er gibt nicht einen Strich mehr als das absolut Wesentliche — z. B. in seinen prachtvollen Typen bayrischer Landwehrmänner — Stift

Ballonabwehrkanone. Ausschnitt aus einer Ölstudie von Ernst Vollbehr



Verfolgung durch Ulanen

Ausschnitt aus einem Gemälde von Wilhelm Schreuer

und Pinsel scheinen bei ihm mit bewundernswerter Leichtigkeit über das Papier zu gleiten, und jedes seiner vierzig dort gezeigten Blätter hat dabei den Wert eines Dokuments und eines Kunstwerks zugleich. In ähnlicher Weise gut und wahr hat ein anderer, vor dem Feinde stehender Maler, Paul Bürk gearbeitet, der schon im letzten Winter eine große Zahl wertvoller Blätter nach Hause sandte. Er verblüfft zum Teil durch die liebevolle Durcharbeitung namentlich landschaftlicher Zeichnungen, in denen er das Gelände von Gefechtsschauplätzen mit einer Genauigkeit wiedergab, daß man sie als Illustrationen für ein Generalstabswerk verwenden könnte, aber als Illustrationen, die künstlerische Bedeutung haben. Und wieder anders, lockerer, freier, flüchtiger in seinem Strich, mehr das Menschliche herausarbeitend, wenn man so sagen kann, hat Paul Segieth seine Kriegsberichte hingeworfen, die vom Leben in den Schützengräben und Unterständen des Westens mit einer tief zu Herzen gehenden Schlichtheit erzählen. Eine nicht große, aber malerisch besonders wertvolle Reihe von Bildern aus dem Kriege, die wohl in der Heimat entstanden, zu denen er die Eindrücke aber doch auf dem Kriegstheater selbst in sich aufgenommen hatte, schuf Paul Rieth; Angelo Jank, J. A. Sailer, O. van Hout und noch gar mancher andere neben ihnen haben sich mit warmem Herzen an der Aufgabe beteiligt, das Andenken an das Heldentum unserer Truppen im Bilde festzuhalten. Auch das rein Landschaftliche der Kriegsschauplätze hat seine Darsteller gefunden, so brachte Otto Bauriedl zahlreiche Gouachen aus dem Westen heim, der Ostpreuße Fritz Haß schöne, ernste Schilderungen der von den russischen Horden verwüsteten Gebiete im deutschen Osten. Eine lückenlose Aufzählung aller unserer deutschen Kriegsmaler ist hier nicht zu geben; jede deutsche Kunststätte hat ja ihre eigenen Leute hinausgesandt, und von allen Seiten wird auch Wertvolles in die Heimat gebracht werden. Das „deutsche Barbarentum“ offenbart sich halt auch wieder in der Ziffer der Maler, die an unserer Front tätig sind, um den Schrecken des Krieges Schönheit und Zukunftswert abzugewinnen.

Der andere Ille

Novelle von Curt Moreck

Der Hochsommer hatte für eine Weile unsern kleinen Kreis zersprengt. Er hatte das Gemeinsame unserer Großstadtexistenz für kurze Zeit in jene Einzelleben aufgelöst, zu denen man sich am See, im Gebirge, in den Wäldern oder auf dem freien Lande befreit, um dann wieder in die gewohnte Form seines ehemaligen Daseins zurückzukehren.

Nun fanden wir uns wieder wie vordem zusammen.

Der Tag war sehr heiß gewesen. Jetzt ging die schwere Luft des Abends durch die offenen Fenster des Zimmers, in dem wir beisammen saßen, und die Straße fiel langsam in das stumme Dämmern, mit dem flammende Sommertage verfiebern. Unser Sprechen war schlaff und zögernd, und nur wenn es sich um die nahen Ereignisse erhob, bekamen die müden Stimmen Schall und Klang.

Wir erwarteten noch einen Freund. Er kam endlich, zeigte sich aber so aufgestörten Wesens, daß eine Frage nicht ruhen wollte; man fühlte, wie ein Ereignis ihn unaufhaltsam beschäftigte, und er, unserem Erkunden willig nachgebend, versprach, zu erzählen.

Wir wandten uns ihm zu, und er begann zu sprechen.

„Heute bin auch ich in der Lage, euch eine Episode mitzuteilen, die in mehr als einer Beziehung sehr merkwürdig, zum mindesten aber ungewöhnlich ist.

Gestern abend bin ich von einer kleinen Reise zurückgekommen. Ich war in den Bergen acht Tage mit Stein und Sonne allein gewesen und kam in mein Zimmer, als es schon dunkelte. Ich war von Licht und Sonne vollgesogen und hatte eine wundervolle Trägheit in den Gliedern; meine Kleider trugen noch den Geruch heißer Wiesen, und die Augen waren noch geblendet von Glanz und Farben, hielten noch das Wunder des Dreiklangs aus Braun,

Weiß, Blau, in dem Gestein, Eis und Luft, von der Sonne gelöst, zusammentönten. Alles in mir horchte noch auf die Stille, und ich hatte das quälende Gefühl einer feindlichen Fremdheit, mit dem man aus der Natur in sein Zimmer und zu den Dingen seines Alltags zurückkehrt.

Da lag auf meinem Tisch ein großer weißer Brief, und seine hell aufschimmernde Fläche machte sich plötzlich zum Mittelpunkt dieses in Dämmerung ertrinkenden Raumes, in dessen Atmosphäre ich eben wie ein Fremdkörper eingebrochen war. Ich wollte mein inneres Gleichgewicht nicht durch eine Spannung stören lassen und suchte einen schnellen Aufschluß in der Handschrift der Adresse; aber sie war mir fremd. Ich entzifferte, noch zögernd, den Poststempel und wunderte mich, einen Brief aus Kopenhagen zu erhalten. Dann fiel, als ich öffnete, aus dem ersten ein zweiter verschlossener Umschlag. Er trug ebenfalls meine Adresse, und zwar in einer Handschrift, deren eigenwilliger Züge ich mich gleich entsann: so schrieb Jeanne Termaelen. Der Brief kam also von Freunden. Hugo Termaelen kannte ich seit einer Reihe von Jahren; er war Fläme, und ich lebte fast jährlich einige Wochen mit ihm zusammen an der Küste seines Landes. Jeanne kannte ich so lange als er selbst. Die letzte Nachricht von den Freunden erhielt ich im vergangenen Sommer aus Lüttich, wohin sie kurz nach ihrer Heirat übergesiedelt waren, um, wie Hugo mir erklärte, Deutschland nah und dem heimischen Meere nicht fern zu sein. Dann unterbrach der Krieg unsere Verbindung, und ich hörte nichts mehr von ihnen. Und nun ein Brief von Jeanne ...

Voll Ungeduld wollte ich lesen, und an den ersten Worten prallte ich zurück, das Unbegreifliche, Unüberwindliche einer nicht geahnten und dem Hirn fernliegenden Tatsache richtete sich vor mir auf. Jeanne Termaelen schrieb: „Hugo ist tot ...“ Diese Worte rissen mich plötzlich aus allen Zusammenhängen und schleuderten mich ins Grundlose; die Luft stockte vor meinem Munde ...

Jeanne schrieb: „Hugo ist tot ...“, und diese Worte standen da wie eine maßlose Gebärde in sich versunkenen Schmerzes.

Seltſam, wirklich ſeltſam war das Zuſammentreffen von Umſtänden, das Gewebe der Geſchehniſſe, das ſich zu immer engeren Kreiſen ſpann und ſich endlich zur Kataſtrophe verdichtete. Die Tatſachen ſchließlich waren ja roh und nüchtern: der Krieg hatte Jeanne und Hugo Termaelen in Lüttich überraſcht, die jähe Umklammerung der Feſtung ſie zum Verweilen gezwungen; durchfiebert von der erregenden Nähe der Heere, entnervt von der furchtbaren Beſchießung und dem Tumult des Haſſes in den pöbellauten Straßen, hatte er, der Friedliche und Gerechte, einem dunklen Zufall erliegend, zur Waffe gegriffen, als er ſich dann plötzlich dem beſtürzenden Einbruch der Sieger gegenüber ſah; und er hatte das ſelbſtverſtändliche Los gemeiner Franktireure, den Tod der Erſchießung, erfahren, während vielleicht die erſte Not der Seele in ſein erwachtes Bewußtſein ſtieg.

Jeanne ſchrieb: „Ich kann Ihnen nur ſagen, was geſchah; wie es möglich war, weiß ich nicht; dies alles iſt mir noch heute, nachdem mein Hirn ſich um eine Erkenntnis wund gerungen hat, unfaßbar und unbegreiflich; ich ſehe weder eine Beziehung, noch einen Zuſammenhang ...“ Dann wiederholte ſie es noch einmal, als wolle es ihr jetzt noch nicht wirklich werden: „Hugo iſt tot ...“ und diesmal war es ein wilder, leidenſchaftlicher Einſpruch gegen das Schickſal ... Heute, nach zehn Monaten, iſt es noch nicht ganz in ihr Bewußtſein eingegangen, daß das Leben eine ſeiner Sinnloſigkeiten an ihm begangen, daß es ihn einer ſeiner hergewehten Zufälligkeiten geopfert hat.

Und dennoch, verlangt dieſes Schickſal nicht, daß wir es entwirren, daß wir es bloßlegen und aufklären, wir, die wir keine Zufälligkeiten hinnehmen, die wir die Zügel unſeres Lebens in der Hand behalten wollen? Müſſen wir es nicht deuten, da es wie das Orakel eines dunklen Gottes zwiſchen uns geſchleudert iſt?! — So hört denn, wie es geſchah ...

Die Straßen ertranken im braunroten Glühen des Auguſt. Über das glänzende Grün der Alleen ſchauerte die Sonne. Von den Vorſtädten herein ſchwelte der widerliche Geruch von erſtickten Bränden, während den tiefen

Gärten voll durstenden Laubes und brennender Blumen ein welker Duft entquoll, der die weißen Villen im Außenkreis der Stadt umfieberte.

In die hohle Stille fiel, mit schweren Pausen, der harte Metallschlag der Geschütze, der splitternde Lärm der Explosionen. Er stürzte polternd, brüllend, schmetternd durch die Atmosphäre wie durch einen Schacht, auf dessen Grund die Stadt lag. Die Forts auf dem Hügelring des Maasbeckens rasselten wie gigantische Trommeln, wenn die Granaten den rasenden Wirbel schlugen. Der Fluß quoll flammend aus den mittagsheißen Essen des Horizonts durch versengtes Land.

Die Luft ballte sich zu einer ungeheuren Schwere und strich wie Molochsatem durch die Straßen, in wahllos zusammengeschwemmten Menschenknäueln Tumulte entflammend, erregte Haufen in jäher Panik auseinandersprengend, angstverschnürten Kehlen den wilden Schrei entreißend, hirnwirrenden Taumel in wutheißen Sinnen entzündend, während sich draußen im Umkreis eine Schlacht auskämpfte.

Durch die Gemäuerporen drang die Erregung zu Hugo Termaelen und störte ihn auf, umsirrte ihn wie Moskitos. Sein Gehör war noch zerrissen von den unvergessenen, vergangenen Stunden, wo die Stadt von wilden Explosionen durchdröhnt, unter den erzenen Kolbenstößen der Granaten und Bomben im dunklen Mörser der Nacht gelegen, sein Gesicht wund von den vernichtenden Ausbrüchen der Feuersbrünste und seine Nerven von der Ewigkeit bebender Erwartung erschüttert. Betäubend umgab ihn nun das dumpfe Zimmer, und als er ein Fenster öffnete, sprang das grelle Licht ihn an wie ein gelber Tiger. Voll neuer Unruhe wanderte er durch das stille Haus, schritt durch die dämmerigen Gänge, klinkte Türen auf und wußte nichts um den Sinn all dieser Handlungen, die mechanisch und ohne Absicht geschahen. Aber plötzlich fand sein Denken einen festen Punkt.

Er stand in der Türe zu Jeannes weißem Zimmer, und ein weiches Leuchten ging über die Dinge. Das Fenster lag wie eine sanfte Ampelscheibe hinter dem Raume. Über

die Lehne eines Stuhles hing ein weißes Kleid, eine weinrote Rose haftete im Gürtel. Zärtliches Verlangen nach Jeannes Gegenwart quoll um seine Gedanken, der Wunsch, sie möge in diesem durchleuchteten Zimmer anwesend sein, schmerzte ihn mit seiner Unerfüllbarkeit, denn er wußte, daß sie ausgegangen war. Und plötzlich fühlte er die Gefahr der Stunde; in seine Schläfen stieg eine wahnsinnige Angst.

Er starrte auf die Rose, die vom Stoffschaum wie ein schwerer Bluttropfen schlaffte, der gleich fallen und zerspringen mußte. — Warum dachte er in dieser Minute an Blut? — O Furcht der Liebe! — Warum wurde sein Bewußtsein unklar und fiebernd? In dieser Wachheit des Tages? Sein Auge ergriff noch einmal mit wilder Zärtlichkeit das lichte Bild dieses Raumes und schloß dann das Lid über ihm wie ein heiliges Siegel.

Ganz behutsam zog er die Türe zu und schob den Schlüssel in die Tasche, ohne zu wissen, weshalb er dies tat. Eine Verwirrung war in sein Herz gekommen und mischte sich in sein Blut. Sein Denken kreiste um Jeanne, sein Gefühl suchte sie und fand sie nicht. Und so stieg er in die gellenden Straßen hinab, in denen stockend die heißen Lichtwellen des Nachmittags gingen. Er wollte Jeanne finden ...

In schwüle Stille versunken, nur übersplittert vom Lärm der Schlacht, die draußen um die Hügel schäumte, lagen die Vorstädte. Die Stadt hatte sie ausgesogen bis auf den letzten Mann, und drinnen brodelte es nun im heißen Tiegel des Augenblicks. Eine Glut entatmete dem Boden, als brennten die schwarzen Kohlenwälder tief unter den Fundameten der Stadt in roten Flammen. In den Menschen siedete das Blut und schlug seine heißen Kreise.

Hugo Termaelen starrte in das weiße Flackern der Gesichter, und er meinte, aus dem wogenden Rhythmus der Massen müsse wohlbekannt Jeannes sanfter Gang hervorbrechen. Aber die Stadt verschloß ihm ihre Erscheinung, und in der Gefangenschaft unbekannter Straßen und Plätze war sie ihm fern. Eine immer stärkere Unruhe kam in seine Schritte. Er streifte, taumelnden Ganges und

unſicheren Blickes, die hin- und hergeſtoßenen Haufen Volkes: ihn ſtießen aufgeſcheuchte, verſchreckte Hunde an. Vom durchraſten Fahrdamm ſpritzten Lärmwellen über ihn hin und zerſprühten ziſchend an den Mauern, an denen die Fenſter offen klafften wie ſchreiende Mäuler. Grelle Fahnenzungen hingen aus ihnen herab, und kein Wind kam, um ſie zu blähen und anfeuernd über die Aufregung der Menge zu werfen. In den langen Alleen ſtanden die Bäume verzehrt vom Feueratem der Atmoſphäre. Im formloſen Getümmel, das die Straße auflöſte, ſuchte Termaelen Jeanne, und die Erfolgloſigkeit enttäuſchte ſeine maßloſe Erwartung.

Er durchſchritt dieſelben Straßen zum ſoundſovielten Male, ward von ihnen in den rauſchenden Strudel derſelben Plätze geſtoßen, und im Wehren gegen das Sinnloſe dieſes Geſchehens zerbrach ſein Widerſtand. Er fühlte: was die andern dunkel umſpannte und einte, das griff nun auch nach ihm und wollte auch ihn auflöſen in der Maſſe. Aber er wehrte ſich, er wollte ſein eigenes Wollen, ſein eigenes Handeln, ſeine eigene Erwartung und Angſt haben. Und mit einem fragenden Staunen, mit einem unwiſſenden Verwundern ſtarrte er in die aufzuckenden Geſichter, die alle den Widerſchein dieſer Stunde trugen: in die bleiche ſchlotternde Angſt der Bürger, die blutige Not der Frauen, die freche Wildheit der Mädchen und die fahle Verruchtheit der Burſchen aus dem Maasviertel, den verſchlagenen Haß der Bettler und Diebe. Eine Welt, chaotiſch, wild, geſetzlos, umgab ihn und berührte ihn feindlich, aber irgendwie wußte er ſich ihr dennoch verbunden. Sein eigener Rhythmus kämpfte gegen den Rhythmus der Maſſen an; er wollte frei bleiben in dieſer Stunde, frei für die Erkenntnis und das Wiſſen, für das Daſein und die Liebe, frei für ſein Schickſal, dem ſich eine unbewußte Gefahr zuſammenballte.

So ging er weiter, um abermals vor den Brandſtätten der verfloſſenen Nacht der ungeheuren Gegenwart des Krieges, den ſein Hirn noch nicht faßte, gewahr zu werden: in helle Häuſerblöcke eingeſprengt, ſah er die ſchwarzen Trichter der Bombeneinſchläge. Angekohlte Giebel ſtarrten wie grauſiges Zierwerk vor dem Getrümmer der aus-

gelohten Wohnstätten. Die eiserne Spirale einer Wendeltreppe, aufweisend in den schuldlosen Himmel, entwand sich dem Geröll, über das Menschen sich wie platte Asseln verbreiteten. Er sah, und seine Liebe und Furcht um Jeanne wurde noch größer: er suchte in ihr die entflohene Ruhe, die Abwehr der Gewalt, die sanfte Umarmung des Friedens, die Abkehr von der Sinnlosigkeit des Krieges, der die Menschheit in seine Kelter stieß. Er war ganz wund von der Vergeblichkeit seines Suchens ...

Und plötzlich ging eine neue Erregung durch die brausende Straße und warf ihren Schall an den Häusern hoch. War es eine neue unbestimmte Nachricht von der Schlacht draußen, die hereingeflogen kam, war es ein wildes Gerücht von Sieg oder dem Tod Tausender, von Niederlage und hundert zerrissenen Hoffnungen? Er wußte nichts; er fühlte nur, wie er allein andern Willens und anderer Erwartung war als diese Menge, die von einer Atmosphäre von Wut und Feindseligkeit durchdrungen und gesättigt war. Ihr Flüstern, Schreien und Schweigen war aufgepeitschter Haß und verhaltene Drohung, und die fieberfeuchten Blicke aller Augen verabredeten ein Gemeinsames, das sich aus Dumpfheit grell erhob: Gewalttat. Er unter allen allein ein Friedlicher, einer der waffenlos und ohne Hinterhalt der Gedanken kam, an dem die gellenden Peitschenschläge des heißen Aufruhrs vorüberfuhren, er allein willens, vom Kampfe sich reinzuhalten, ein maßlos Liebender unter den Scharen Hassender zu sein ...

Aber nun erstarrte plötzlich dies drängende Wogen der Haufen in einer abgebrochenen Bewegung, in einer jähen Stockung stand sie still, und unbewegt lag die Schwüle eingefangen im Engpaß der Straßen, flammend brannte das Rot in den Fahnen, weißer glomm der Schein der umdämmerten Giebel, und tiefer schwiegen die verlassenen Fenster. Fluchende und Erbleichende, aufgerissenen Mundes, die Faust ballend, wichen in dunkle Haustore. Und bestürzend schnell spaltete eine erwartende Leere die beiden Seiten der Straße mit ihren schweigenden Menschendämmen. Termaelen stand, umklammert, festgehalten, eingefügt wie ein Stein im Gemäuer. Sein leeres Gesicht

hielt sich dem Kommenden wie ein bleicher Spiegel entgegen.

Schallender kam ein schweres Geräusch über das Flüstern und Lauschen. Die ferne Straße warf den Hall tausendfüßigen Anmarsches, der sie erfüllte, voraus. Stieg ein dunkles Meer rauschend, tosend in die ertrinkende Stadt? — Da kamen, grau wie staubiges Eisen, mit plätscherndem Hufschlag wogende Schwadronen, Vorläufer eines großen Heerbanns. Sie flossen, heiß aus der flammenden Esse der Schlacht, in das dumpfe Starren und Schweigen des Volkes, in die fremde Form der eroberten Stadt. Der Glanz der nackten Säbelklingen zitterte im Erblassen der Luft, und die Gesichter glühten wie still durch den Sommerabend getragene Lampions.

Termaelen begriff diesen Einmarsch als ein gesetzmäßig und bestimmt sich Vollziehendes, und dennoch war es Gewaltsamkeit, die hier geschah. Eisern und hart stieß das Heer, wie der Hirschfänger in den blutwarmen Leib erlegten Wildes, in die gefallene Festung.

Und endlos quoll der Erzfluß singender Regimenter zwischen der fröstelnden Wut des Volkes. Gesang und rauschende Schritte zwischen schweigenden Menschenufern. In ihnen duckte sich der Haß, und ihre Gesichter schienen bleich in den werdenden Abend. Die verschrumpften Bäume über ihren Köpfen atmeten mit müden Lungen, und ihr Laub knisterte.

Unbekümmertes Selbstgefühl und Gewißheit der Kraft schwoll im Gesang der Sieghaften, brach als heller Triumph über die Eintönigkeit des Marschierens, durchklang den lebendigen Augenblick, der sich vom hundertfältigen Sterben eben versunkener Vergangenheit hinüberschlug zu den dunklen Toden des Zukünftigen.

Termaelen fühlte um sich den Haß, den Angst und bleiche Feigheit hinderten, Tat zu werden. Das Gefühl, allein ein Friedlicher zu sein, erhob ihn über alle und wollte ihm heitere Freiheit und Klarheit geben, aber noch hielt ein dumpfes Befangen ihn gebunden. Und während er noch stand, vom hinfließenden Bilde der Straße nicht losgelöst, sah er auf der andern Straßenseite, hinter einem Gitter flimmender Bajonette, hinter dem Undurchdring-

lichen einer grauen Mauer, die sich unablässig, ohne zu enden, vorüberschob, und deren harter Gleichtakt das Gehirn schlug, sah er dort Jeanne stehen. Ihre Augen kamen wie durch einen Schleier hervor zu ihm, und das Lächeln, nach dem er sich gesehnt, hing an ihren Lippen. Mit weicher Flamme brannte über der weißen Stirn ihr Haar, und aufgelöst verschwebte der geliebte Umriß ihrer Gestalt.

In diesem Augenblick versank für Termaelen die wilde Wirklichkeit der Stunde, das im Bewußtsein noch nicht ganz aufgegangene Geschehnis, das Ungeheure des Krieges, die Unheimlichkeit des Hasses, das nahe Sterben Tausender, Ungewißheit und Schrecknis, vor der süßen Selbstsucht seiner Liebe. Er brach sich aus der festen zufälligen Umklammerung der Menge eigenwillig heraus, löste sich aus der erstarrten Mauer ihm fremden Hasses und machte ein paar stürzende Schritte hinüber zu Jeanne. Aber jäh prallte er an den undurchbrechlichen Widerstand des Heerzuges, taumelte, warf sich, verwirrt vom Zusammenstoß, wiederum vor, und in Abwehr seiner mißverstandenen Bewegung kam jener Stoß, der ihn betäubt zurückschleuderte an die wieder geschlossene Mauer der Menge. Seine Hände flogen, im Sturz, geschreckt, krampfhaft nach einem Halt suchend, und das Vorspringen eines Haufens von Männer fing ihn und richtete ihn auf.

Da aber, noch unbegriffen, fühlte er, daß er die Leere seiner tastenden Hände verloren hatte, daß etwas Heißes und bisher Verborgengehaltenes zwischen seine Finger geklemmt war, und vom jähen Vorhandensein einer Waffe, — ja, einer Waffe, die ihm mit dunkler Absicht aufgedrungen, wurde sein friedlicher Wille roh überwältigt. O wahnsinniges Schicksal, das den Friedlichen zum Waffenträger des Hasses macht!

Mechanisch funktionierend, feuerte die bewaffnete Hand auf ein Ziel, das im Mittelpunkt einer Scheibe von kreisenden Gesichtern lag. Der harte Schall des Schusses stieg auseinanderbrechend, ein gellender Springstrahl, in die gespannte Luft, spritzte erregend über die Maßen. Dunkle Menschenkreise quirlten, heiße Schreie flogen auf, Bajonette spreizten drohend.

Einen Augenblick öffnete Termaelen, zwischen erhobenen Gewehren stehend, die Augen, deren Verwundern unermeßlich war. Das letzte, was sie wie eine purpurne Vision von diesem unbegreiflichen Tumult ergriffen, war die Gestalt eines Toten, der mit einem Blutband überm Gesicht auf dem heißen Asphalt lag. Dann klappte sein Kinn auf die Brust, kein Wehren gegen den sinnlosen Schicksalsvollzug, kein Auflehnen gegen die Bewußtlosigkeit war mehr in ihm. Nicht nach Jeanne mehr fragte sein Denken, das aufhörte mit der dumpfen Erkenntnis des widerspruchsvollen Schicksals. Ganz ergeben, zerbrochen, leblos gehorchte er der fremden, an sein Gehör schlagenden Stimme, die ihm befahl. Und zwischen den Bajonetten der Soldaten schritt er zur Erschießung.

Und Jeanne? Sie war nicht bei ihm in diesen Minuten. Sie erfuhr das ihr Unfaßbare erst, als die schnelle fiebernde Zeit schon darüber hinweggegangen war, nachdem sie, zurückgekehrt, bebende Stunden des Erwartens durchlitten. Vielleicht hatte nur in jenem Augenblick seine Sehnsucht sich zu ihrer Gestalt verdichtet und ihm die endliche Erfüllung seines heißesten Wunsches vorgespielt, bevor er starb, verschlossen in sein dunkles Schicksal ...

So sah ich es, auf Jeannes Brief starrend, der sich mir wie ein Fenster in eine grauenhaft aufgewühlte, zerstörte, gärende Welt geöffnet hatte, und aus den Zeilen klang auflehnend, anklagend die stumpfe Wiederholung ihrer Worte: „Hugo ist tot ...“ Nichts als das, und man sah dazwischen klaffend die trostlosen Abgründe ihres Frauenschmerzes ...“

Als der Erzählende schwieg, sagte ein Zweifler: „Was soll uns diese Geschichte?“

Unser Freund erhob sein verwundertes Gesicht und antwortete, über den Frager hinwegsehend: „Eine Brücke sein zu den Geschehnissen, — wem sie nicht mehr sein kann ...“

Der Zweifelnde lächelte kühl und unverletzlich. „Sie sind ein Dichter,“ sagte er, und seine Höflichkeit war erdrückend. „Sie haben Ihre Geschichte natürlich erfunden, um uns etwas zu beweisen; denn —“ und er holte weit

aus — „woher wollen Sie wissen, wie die Zusammenhänge in diesem Geschehen liegen, woher wollen Sie die Tatsachen kennen, mit denen man rechnen muß? ..."

„Vielleicht haben Sie recht, und ich bin auch hier, wo es sich um Wirkliches handelte, Dichter gewesen ..." sagte unser Freund; „und Dichter rechnen nicht mit Tatsachen; sehen die Endsumme eines Schicksals und kennen die Nenner ... Aber verstehen Sie denn nicht, daß alles so zusammenhängen muß, daß die Erfüllung nur diesen Weg, den ich zeigte, gehen konnte?! — Erwägen Sie dies, und es wird Ihnen gleichgültig sein, ob das Schicksal oder ein Dichter die Dinge zu jenem Ende geführt hat ... denn es bedeutet in jedem Falle dasselbe ...

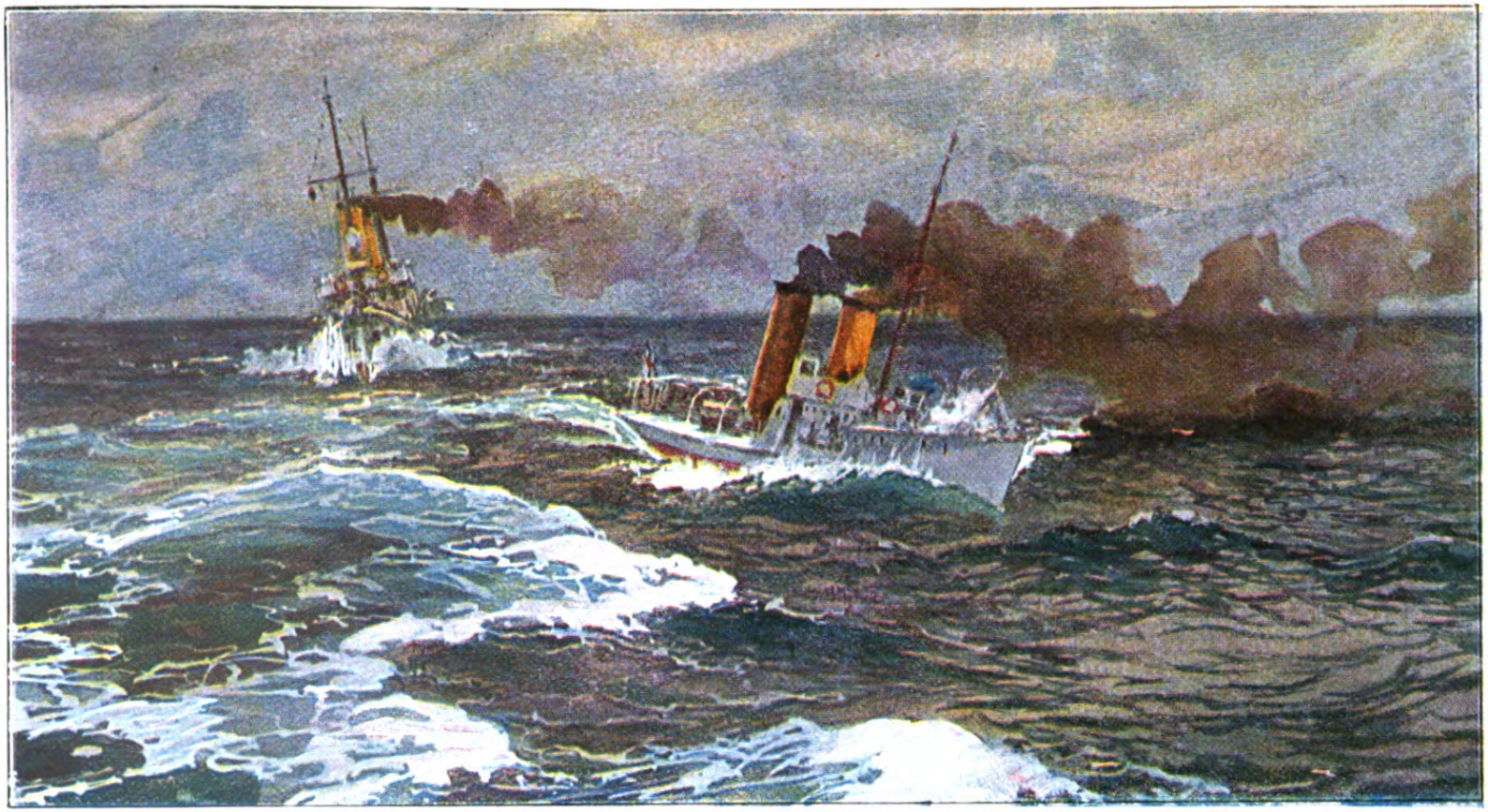
Und fürchten Sie nicht, ich möchte anklagen wollen ... Eine menschliche Macht nicht ... Ich würde vielleicht in demselben Falle ebenso gehandelt haben, ich meine, vom Fieber des Krieges entzündet, den Tod in die Hand nehmen und ihm ein Ziel geben ... Vielleicht auch andere unter uns ... Aber ich würde dann vom Feinde nichts anderes erwarten, als an die nächste Mauer gestellt und erschossen zu werden. Denn er kann nach Gründen und Zusammenhängen nicht fragen; er muß trachten, auch die Gerechtigkeit in ein schnelles und einfaches System zu bringen ..."

Der Zweifler lächelte; die andern schwiegen und begriffen.

Herbstpastell

Von allen Lilablumen nahm die Luft
Den feinen Ton. Von alten Tempelvasen
Nahm sie den Blauhauch auf dem grünen Rasen.
Von Grab und Veilchen nahm sie ihren Duft.
Auf schwarzem Teich liegt schwanenweiß der Kahn.
Der letzten Ahornblätter große Flächen
Gleiten herab gleich dünnen Goldesblechen.
Goldschlägerarbeit hat der Herbst getan.

Frida Schanz



ooo *Auf hoher See. Ausschnitt aus einem Gemälde von Prof. Hans Bohrdt* ooo

Die Psyche des Italieners

Eine beschauliche Studie von Otto Rose

Jeder nach seiner Art

Nie können Trauben süß und schwer
An Haselbüschen reifen,
Der Distelfink wird nimmermehr
Wie eine Drossel pfeifen.

Das ist ein schönes deutsches Liedchen von Baumbach, vergnüglich zu singen und beseelt von einer Lehre, die das Leben leicht und froh macht. Hätten wir es immer beherzigt, so wäre uns manche Enttäuschung erspart geblieben. Zwar haben wir Männer, die, in den Bedürfnissen des täglichen Lebens erfahren, jeden nach seiner Art zu nehmen wissen, z. B. unsere Industriellen, die zum Lendenschurz der Südseeinsulanerin andere Stoffe herstellen als zur Bekleidung einer Schönen von Berlin W, unsere Kaufleute, die allerwärts erforschen, was die Kundschaft braucht, unsere ganze deutsche Geschäftswelt, die auf dem Weltmarkte zweckmäßiger arbeitet als Briten und Franzosen, denen immer noch die Grille anhaftet, daß alle Welt sich nach ihrem Geschmacke richten müsse. Aber unseren Intellektuellen ist Baumbachs Mutterwitz noch nicht allgemein aufgegangen. Sie schätzen den Verbrauchswert, den die Erzeugnisse ihrer Gedankenwerkstatt im Auslande haben, nur zu oft gleich demjenigen auf dem inländischen Geistesmarkt, verrechnen sich infolgedessen bei der Ausfuhr und beklagen sich dann über Verständnislosigkeit und Bildungsmangel. Gern folgen wir ja der von unseren Kulturträgern ausgegebenen Losung: Die Wahrheit ins Ausland! Nur laßt uns bedenken, daß nicht jede Wahrheit, d. h. nicht jede, die für uns eine ist, als solche auch den Fremden überzeugt; draußen stutzt das Publikum vor ihr wie die Kuh vorm neuen Tor, wenn sie nicht wenigstens nach seiner Weise angestrichen ist.

In unseren Augen gewinnt mancher Gedanke einen Anschein der Allgemeingültigkeit, der anderen Völkern nicht mit Sicherheit einleuchtet. In unserem Leben selbst führt die Höhe der Erkenntnis, zu der uns die deutsche Wissenschaft erhoben hat, zu mancher Anwendung der Theorie, wo eine weniger wissenschaftliche Methode vielleicht bessere Ergebnisse erzielen würde. Auch darüber staunt der Ausländer. Mit einem italienischen Gelehrten, der in Deutschland studiert hat, erörterte ich einmal die fesselnde Frage, weshalb der Esel in Italien als munterer, geistig geweckter Geselle umhertrabt, wogegen er sich in Deutschland fast immer den Anschein der Dummheit gibt und wirklich verdrossen und faul ist. Der Italiener meinte: „Wir behandeln ihn nach seiner Art, wie er genommen sein will, einfach praktisch, und dabei gedeiht er; wie ihr Deutschen ihn erzieht, weiß ich nicht recht, aber ich halte ihn für ein Opfer eurer Pädagogik, da ich bei euch so viele Klassenletzte sah, die faul und verdrossen dasaßen, weil sie auf Dinge gedrillt wurden, zu denen sie sich nicht eigneten. Der Mensch kommt glücklicherweise einmal aus der Schule und kann dann noch etwas Rechtes werden, dem Esel aber ist auch diese Aussicht abgeschnitten.“ Das schien mir durchaus ungerecht, indessen wollte ich nicht weiterstreiten. Der Ausländer versteht uns Deutsche doch nicht so wie wir verstanden werden möchten.

Nun ist der Italiener selbst ein munterer, geistig geweckter Geselle, der sich vielfach nützlich verwenden läßt, wenn man ihn nach seiner Art nimmt und gebraucht, andernfalls freilich ein fauler Kopf und leicht verdrossen. Mir scheint, daß wir ihn nicht immer richtig aufgefaßt und behandelt haben und daß der Grund davon zum Teil in unserer literarischen Bildung liegt. Wir haben viel Goethe gelesen und bewegen uns gern im Bannkreise seiner Schilderungen, die ewig schön bleiben, aber Zustände betreffen, die kein Zauber der Dichtkunst wieder ins wirkliche Leben ruft. Goethe selbst würde, wenn er jetzt seine Reise machte, den Italienern andere Seiten abgewinnen als vor fünf Vierteljahrhunderten, sich über sie wohl auch nicht sonderlich entrüsten, weil er die Welt mehr naturwissenschaftlich

auffaßte und die Notwendigkeit der Entwicklung der Arten unter bestimmten äußeren Einflüssen einsah. Allerdings unterliegt dasjenige, was unsere apenninischen Bundesbrüder uns angetan haben, auch dem Urteil der Moral. Es paßt da schon der Vergleich mit einer Schlange, die wir am Busen genährt haben. Wer aber ein solches hübsches Tierchen vertraulich heranzieht, muß sich doch vorsehen und kann billigerweise nicht ihm allein die Schuld beimessen, wenn er gebissen wird. Denn Art läßt nicht von Art. Politik ist die Kunst, mit vielerlei Geschöpfen umzugehen, die beißen können, und Bismarck sagte: „Entrüstung ist kein politischer Begriff."

Wer sich begnügt, genießt

Auf dem römischen Hauptpostamte brachte ich meine Briefe selbst zum Einschreiben, weil Örtlichkeit und Menschen mich ergötzten und ich, je länger ich warten mußte, um so behaglicher beobachten konnte. Die Schalter öffnen sich auf den Kreuzgang eines ehemaligen Klosters, der mit hoher Säulenhalle einen Garten umgibt, wo im Januar und Februar die Kamelien blühen. An den Fenstern sitzen je zwei Beamte einander gegenüber, führen über ihr Doppelpult hinweg lebhafte Unterhaltung und wenden sich hin und wieder seitwärts, um das Publikum abzufertigen. Einer kannte mich schon, weil ich immer zur selben Stunde mit Briefen an dieselben Adressen kam, ein blasser, hübscher junger Mensch. Er grüßte mich über die Köpfe der vor mir Wartenden hinweg mit diskretem Lächeln, und ich reckte den Hals, um zu sehen, welche Krawatte er trug; denn er hatte jeden Tag eine andere, immer einen blendend schönen Selbstbinder, mit dem er die weibliche Kundschaft bezauberte. Dieselbe Beobachtung schien ein mit ausgesuchter Feinheit gekleideter Herr, der vor mir stand, zu machen. Als er sein Geld bezahlt hatte, faltete er bedächtig den Empfangsschein, räumte mir aber noch nicht den Platz, sondern knüpfte mit dem Beamten ein Gespräch an: „Gestatten Sie mir eine Frage. Sie tragen so geschmackvolle und originelle Halsbinden; darf ich fragen woher Sie die haben?" — Der Jüngling wurde rot vor

Freude. „Mit Vergnügen," ſagte er und nannte einen Laden unweit der Piazza Venezia. — „Darf ich auch fragen, wieviel diejenige koſtet, die Sie heute tragen?" — „6 Lire 50," lautete der Beſcheid. Der Frager dankte und ging. Ich kam an die Reihe und ſtellte, während der Beamte, von der empfangenen Huldigung beſeelt, vor ſich hinſchaute und mich nicht zu ſehen ſchien, meine Betrachtungen an: Dieſer junge Mann, der ſchwerlich mehr als 100 bis 120 Lire monatlich bezieht, opfert einen übermäßigen Teil ſeines Gehaltes für ſeine Selbſtbinder; er ſpart ſie ſich vom Munde, ſchmorgt ſie von ſeiner Schlafſtelle ab und findet in ihnen die Freude, vielleicht den Hauptzweck ſeines Lebens. Würde das ein deutſcher Poſtbeamter tun? Ich verſuchte umſonſt mich in die Seele dieſes Jünglings zu verſetzen und erklärte mir dann das Phänomen geſchichtlich. Es liegt in dieſen Krawatten doch mehr als eine kleine Eitelkeit, es klingt in ihnen das perſönliche Bewußtſein aus, das die großen Italiener der Renaiſſance beſeelte, allerdings dem verminderten Maßſtabe der Gegenwart entſprechend beſcheiden, aber doch mit Leidenſchaftlichkeit, denn nur die Leidenſchaft vermag den Menſchen zu ſolchen Opfern zu begeiſtern.

So tat ich durch das Fenſter des Poſtſchalters einen Blick in eine fremde Welt. Ganz neu war ſie mir freilich nicht. Als Student habe ich einmal längere Zeit in Rom gelebt, damals in der Via San Ignazio beim Küſter von Santa Maria ſopra Minerva. Ich verkehrte mit italieniſchen Jugendgenoſſen, unter denen ſich der Sprößling einer verarmten Adelsfamilie befand, der ſich auf einem Pöſtchen der Conſulta, des Auswärtigen Amtes, durchſchlug. Er hatte wohl kaum die Hälfte des Gehaltes, das der Jüngling mit den ſchönen Krawatten bezieht, kleidete ſich aber eleganter als wir alle und wurde deshalb von uns gehänſelt mit der unbewußten Mitleidloſigkeit, die der grünen Jugend eigen iſt. Jetzt finde ich es rührend, wenn ich daran denke, daß er ſich von Brotkruſten nährte, um nach außen ſeinen Rang zu wahren, und daß er abends, um ſich den Anſchein zu geben, als käme er vom pranzo, ſich ein Stückchen Fadennudel auf den ſeidenen Aufſchlag ſeines

Frackes klebte. So traf ich ihn im Hause eines englischen Bankiers, der am Spanischen Platze links von der großen Treppe sein Geschäft hatte. Erst viele Jahre später habe ich geahnt, weshalb sich wohl der Brite des Diplomatenkückens annahm.

Selbstbinder und Fadennudel, Hunger und dabei fröhlicher Sinn vereinigen sich in einer Lebenskunst, die den Deutschen mehr zur Betrachtung als zur Nachahmung reizt. Hübsch künstlerisch war auch das Schauspiel der Truppen, die in den bewegten Zeiten vom März bis Mai dieses Jahres die Stadt bewachten, namentlich das Heerlager um die bedrohte Villa Malta herum, ein Lager im eigentlichen Sinn, denn die Soldaten standen nicht, sondern lagen auf Wache. Sie lagen auf den Bürgersteigen, in den Haustüren, auf dem Pflaster, verkrochen sich vor Sonne und Regen und boten an der Spanischen Treppe dankenswerten Ersatz für die Malmodelle, die in Friedenszeiten dort herumlungern. Wie sie verpflegt wurden, habe ich niemals begriffen. Feldküchen kamen ab und zu, blieben meistens aber aus, so daß der Soldat wie der Lazzarone von milden Spenden lebte oder auch hungerte. Abends, wenn ich die Truppe so vor meinem Gasthof sah, kam ich mir vor wie ein Fürst, nämlich der Fürst Massimi, der als Nachkomme von Fabius Maximus Cunctator noch seine eigene Wachmannschaft hält. In der Vorhalle seines von Baldassare Peruzzi erbauten Palastes lagern Nacht für Nacht an die zwanzig Leute, teils auf, teils unter den Steinbänken, teils auf den Fliesen überall herum und lassen niemanden herein, der nicht zu ihnen gehört. Winters wickeln sie sich in Zeitungspapier, das warm hält und den Beweis erbringt, daß die Presse selbst in Italien noch zu etwas taugt. Die Römer nennen diese Pennbrüder die „Nobelgarde der Massimi“ und behaupten, daß sie dem Fürsten und seiner Gemahlin, einer spanischen Infantin, nicht nur keine Ausgabe bereite, sondern noch Schlafgeld einbringe, einen Soldo pro Kopf und Nacht. Ich hatte ja den Schutz nun auch kostenlos vor meinem Hotel — allerdings nur bis gegen Mitternacht, wo meine Ehrenwache abzog — war aber damit ebenso zufrieden wie der

italieniſche Soldat mit dem Pflaſter als Pfühl und einem Stückchen Bettelbrot als Abendmahlzeit. Ich ſuchte mir die Lebenskunſt der Eingeborenen anzueignen, die in dem beliebten Sprichworte liegt: „Chi si contenta gode.“ Wer ſich begnügt genießt.

Das Zwerggeſchäft

Ich war dabei, als einer meiner römiſchen Freunde ſeinen Wein bekam. Vor dem Hauſe hielt der Winzer aus Civita Lavinia mit ſeinem Eſel, an deſſen Sattel rechts und links einige Tönnchen von 15 Liter hingen. Eins davon wurde in den Keller geſchafft und in ſtrohumflochtene Flaſchen ausgegoſſen. Das iſt die übliche Art der Weinverſorgung für den geordneten Haushalt in Rom. Aus den Rebgeländen der Caſtelli Romani, wo der Traubenſaft in Strömen fließt, gelangt er in winzigen Gebinden zu ſeiner größten Konſumentin, der Hauptſtadt. Rieſenproduktion mit Zwergbetrieb. Freilich gibt es außer dem Eſel, der den Wein die 20 bis 30 Kilometer weit auf ſeinem Rücken herbeiſchleppt, auch Campagnawagen, die zweirädrigen Karren mit dem buntbemalten Verdeck, das ſich ſchief über dem Bock aufklappt und von jeher die Maler begeiſtert hat. Dieſe Fuhrwerke ſchaffen ſchon ein paar größere Tönnchen vom Fleck und bilden, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den Großzwergbetrieb. Ich möchte ſie nicht miſſen, all dieſe maleriſchen Zeugen einer Wirtſchaft, die ſich aus Urväterzeiten unverändert erhalten hat, möchte auch die italieniſche Weinbereitung nicht anders haben, als wie Noah ſie erfunden und Benozzo Gozzoli ſie im Campo Santo von Piſa gemalt hat. Nationalökonomiſch iſt es zwar eine Ketzerei, ſo etwas auszuſprechen; aber weshalb ſoll ich beſſer als die Eingeborenen ſelber wiſſen wollen, was ihnen taugt, anſtatt den Spaß zu genießen, wie ich ihn finde? Jeder nach ſeiner Art. Genießbar iſt ja das meiſte, was dabei herauskommt, manches ſogar erquicklich, vieles freilich nur ſo ſo. Aber darin liegt auch eine Anmut, daß man niemals weiß, was aus dem Tönnchen fließt und hin und wieder doch köſtlich überraſcht wird.

Italiens Wein iſt eben ein Italiener: er wächſt, wie's

trifft, unberechenbar nach Gottes Gnade oder Zorn, hat keine Zucht, muß immer gären und wird mit dem Alter selten besser. Zur guten Stunde und am rechten Ort kann er bezaubern. Man suche nur die Stunde und den Ort. Mit Dr. Hans Barth, der die lustige „Osteria, Kulturhistorischer Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri," verfaßt hat, ging ich einmal in Albano und Ariccia studieren, im Januar, als die Winzer den eigenen Heurigen auf der Tenne verzapften. Wir probierten da und dort, waren mit Nachsicht befriedigt und wollten schon heimkehren, als wir uns zu einem letzten Versuch entschlossen; und der war ein Treffer: ein Weißweinchen, gerade in der Verfassung, wie es genossen sein wollte, über den Zustand des Federweißen hinweg und noch nicht zur Ruhe gelangt. Eine Woche vorher wäre es noch trüb gewesen, eine Woche später vielleicht schon reizlos geworden; just an jenem Tage stand es auf der Höhe seines Daseins, zierlich schlank, doch mit lieblicher Rundung wie eine Mädchengestalt von Botticelli; und ringsherum Engel, die im Himmel pfiffen.

Es gibt allerdings auch in Italien schon Weingutsbesitzer, die nicht alles dem Zufall überlassen, vielmehr die wissenschaftlichen und technischen Mittel der Neuzeit nutzbar machen, ihre Weisheit aus Geisenheim beziehen (da der deutsche Önologe dem Franzosen weit voraus ist) und ziemlich Zuverlässiges leisten. In Piemont und Toskana geht es vorwärts, aber immer nur an einzelnen Punkten, ohne Einfluß auf die Hauptmasse der Produktion. Das Zwerggeschäft bleibt allgemeine Regel, das Geschäftchen, dessen Inventar der Esel auf dem Rücken wegträgt. Dies nicht nur in der Weinerzeugung, sondern auf dem gesamten Gebiete des Erwerbslebens. Die Orte, wo industrielle Großbetriebe bestehen, zählen im ganzen Lande kaum nach ein paar Hunderten. Freilich kommt in Betracht, daß Italien seine Steinkohle vom Ausland bezieht, da es selbst keine hat; die Billigkeit der menschlichen Arbeitskraft gleicht diesen Nachteil aber soweit aus, daß Großindustrie sich dennoch lohnt. Auch der Mangel an Kapital im Lande wäre kein dauerndes Hindernis, da Geld von außen zuströmt. Aber nur wenige Italiener haben Trieb und

Wagemut, um etwas Großes vorzunehmen. Es fehlt der Raketenſatz zum geſchäftlichen Aufſtieg, wie ihn z. B. die Griechen haben, deren kleines Völkchen, an Kopfzahl kaum über ein Fünftel des italieniſchen, mit einer Handelsflotte, mehr als doppelt ſo groß als die der Italiener, das Mittelmeer durchfurcht. Italien, deſſen Stadtrepubliken einſt die mittelländiſchen Küſten beherrſchten, das Morgenland mit dem Abendlande verbanden und die Formen des modernen Handels ſchufen, begnügt ſich wirtſchaftlich mit einer geringen Rolle. Die Zeit des königlichen Kaufmanns von Venedig iſt vorbei. In meiner Erinnerung taucht ein Typus der Neuzeit auf, ein Kaufmann von Genua, den ich kannte. Er hatte ein Galanteriewarengeſchäftchen am Hafen und ſchloß, gleichviel ob mittags, nachmittags oder ſchon am frühen Morgen, ſein Lädchen, ſobald er die fünf Lire verdient hatte, die er zum täglichen Leben brauchte. Wer ſich begnügt genießt.

Wir Italienreiſende aber haben es mitgenoſſen. Das patriarchaliſche Kleingeſchäft verleiht dem Leben doch einen Reiz, der auf höheren Stufen der wirtſchaftlichen Entwicklung verloren geht. Ich ſitze gern auf ſchilfgeflochtenem Stühlchen in einer der zahlloſen kleinen Trattorien Roms und wähle von kurzem Speiſezettel dies oder jenes Gericht, von dem ich weiß, daß es aufmerkſam bereitet wird von einem Koch, der ſeinen Stolz dareinſetzt, mich perſönlich zufriedenzuſtellen, pendle auch mit immer neuem Appetit zwiſchen den kulinariſchen Sonderheiten, die in jeder größeren Stadt Italiens vertreten ſind, von der römiſchen zur venezianiſchen, piemonteſiſchen oder neapolitaniſchen Küche, und ſehne mich nicht zurück nach unſeren großen Speiſehäuſern mit ihrem Bronze- und Marmorprunk und ihrer Koſt nach Schema F. Mein Lebtag habe ich kein ſo bequemes, haltbares, zierliches und preiswertes Schuhwerk getragen wie es mein italieniſcher Schuſter auf der Gaſſe näht und hämmert. Ob ich zum römiſchen, florentiner oder genueſer Goldſchmied gehe, den Steinſchneider oder Holzſchnitzer beſuche, überall finde ich den Handwerker, der mit Liebe und Geduld etwas Perſönliches in ſeine Arbeit legt. Da lebt und wirkt der Trieb einer alten Kultur, aus der auch

wirtschaftlich noch eine neue Blüte sprießen kann; denn all die „Schönheiten der Maschine", die von Professoren des Kunstgewerbes bei uns entdeckt worden sind, wiegen noch kein handwerkliches Können auf. Den Handwerkern, die nicht bloß mechanisch nach vorgezeichneten Entwürfen arbeiten, sondern aus eigener Gestaltungskraft und vererbter Fertigkeit zu schaffen gewöhnt sind, winkt die Zukunft einer Kulturstufe, auf welcher der persönliche Geschmack Bedürfnis der Kundschaft wird. Das Zwerggeschäft hat doch auch seine lichten Seiten.

Der Überknirps

Wirtschaftlich ist der Italiener ein Knirps, politisch ein Überknirps. Ihm geht es wie den Kindern, deren Augen größer sind als der Magen. Er hat kein Augenmaß, und woher sollte er's auch haben? Ein römischer Professor entwickelte uns einmal die landläufige Idee, daß Italien das Trentino unter stillschweigender Duldung Österreichs und Deutschlands besetzen könnte, und als er aufmerksam gemacht wurde, daß dies nicht so ohne weiteres gehe, daß die Italiener erst in Wien und, da Deutschland doch für Österreich einstehe, auch in Berlin siegreich einziehen müßten, setzte ihn das nicht in Verlegenheit; er bemerkte nur: „Da brauchen wir eben einen zweiten Garibaldi."

„Garibaldi" ist das Stichwort, auf das die Phantasie als Närrin im Oberstübchen der Italiener ausbricht. Sie spielt nicht ohne Grund die Hauptrolle in der Nationalpolitik des Landes. Die Geschichte vom Zuge jener Tausend, die unter Garibaldis Leitung das neapolitanische Königtum gestürzt haben, beflügelt fort und fort die Einbildung; der ganze Hergang der nationalen Einigung des Landes hat etwas um so Märchenhafteres, als das Volk ihn etlichen kühnen Abenteurern verdankt und selber keine Hand dazu gerührt hat. Daß die Aufgabe, ein halbes Dutzend morsche Thrönchen umzustürzen und Platz für das Haus Savoyen zu schaffen, blendend gelöst worden ist, macht die Italiener blind für jede Schwierigkeit, die der Befriedigung ihrer Gelüste entgegensteht; daß sie in jedem Kriege geschlagen

worden sind, beirrt sie nicht, weil sie bei jedem doch noch was gewonnen haben.

Jedes hohe Ziel der Nation erfordert den Einsatz einer Vollkraft, deren sich das italienische Volk noch niemals fähig erwiesen, zu deren Aufgebot es sich auch niemals willig gezeigt hat. Doch nichts von alledem, was sich bedenken ließe, hemmt den Aufschwung einer Phantasie, die sich an den Erinnerungen des römischen Weltreiches und der Renaissance, wie an denen der nationalen Wiedergeburt berauscht. Der kleine Gerngroß sieht im Traume schon das Italien der Neuzeit größer als Alt-Rom und setzt dem Rom der Päpste, dem Vatikan gegenüber sein funkelnagelneues Denkmal, höher als das Kapitol, das hinter der Marmorburg des Nationalstolzes verschwindet, ein Bauwerk, das, mit klassisch gediegener Technik gefügt, als monumentaler Ausdruck des Überknirpsentums die nationale Einigkeit noch überdauern kann.

Sand in die Augen! Auch wir Deutschen haben etwas davon abgekriegt und den politischen Gesichtskreis unserer verflossenen Bundesbrüder überschätzt. Als der Weltkrieg ausbrach, wähnten wir auf sie Eindruck zu machen, indem wir ihnen Wege zu den weitgesteckten Zielen wiesen, die wir ihnen zutrauten. Wir hielten ihnen vor, daß sie als künftige Weltmacht zunächst die Vormacht im Mittelmeere brauchten, die sich nur im Bund mit Österreich und Deutschland gegen England und Frankreich erringen ließe, auch gegen Rußland durchgesetzt werden müßte, wie Cavour schon sagte: fielen die Dardanellen in russische Hände, so wäre Italiens Zukunft im Mittelmeere abgeschnitten. Das predigten wir und meinten es gut. Der Italiener hat darauf gelächelt und verschmitzt mit den Augen gezwinkert; er glaubte wir wollten ihn dumm machen. All das, was wir ihm zeigten, meinte er gar nicht nötig zu haben. Erfordert denn das Zwerggeschäft, von dem neun Zehntel des Volkes leben, die handelspolitische Vormacht im Mittelmeer? Genügt dem Großindustriellen Oberitaliens nicht die Adria und ein leidliches Einvernehmen mit Franzosen und Engländern im Tyrrhenischen Meer? Was gehen ihn

die Dardanellen an? Das Italien, für das ein Cavour vorausschauend gesorgt und ein Crispi den Dreibund geschlossen hat, ein Italien mit wirklichen handels- und weltpolitischen Bedürfnissen ist ja noch gar nicht ins Leben getreten. Wir haben mit ihm gerechnet, als ob es schon lebte und sich aus zwingendem Drang zur Selbständigkeit und Weltmacht betätigen müßte. Da hatten wir wieder einmal Baumbachs Mutterwitz vergessen, indem wir aus unserem Geist heraus dachten, der doch anders ist als der der Italiener. Jeder nach seiner Art.

Trösten wir uns; wir sind nicht die einzigen, die sich verrechnet haben. Für die Italiener schlug die Stunde der Enttäuschung, als sie merkten, was ihnen zum Kriege mangelte. Kanonen, Gewehre und Munition hatten sich in den zehn Monaten der Rüstung beschaffen lassen. Im Sanitätsdienst gebrach es schon an mancherlei, auch an Personal, weil zwei Drittel der eingezogenen Ärzte als Spezialisten für Hautkrankheiten und Frauenpflege nur unzulänglich zu verwenden waren. Was aber gänzlich fehlt, ist die Organisation, die aus dem bürgerlichen Leben erwachsen müßte, um sich militärisch zu bewähren. Aus einem Wirtschaftsleben, wo jeder seinen Kleinkram für sich besorgt, entwickelt sie sich nicht. Zu ihr war in Friedenszeiten nicht einmal das Bedürfnis vorhanden. Schon bei den Franzosen gibt es Verwirrung, so oft ihnen ein Ungemach über den Hals kommt; aber „débrouillards“, wie sie sind, finden sie sich rasch zurecht, weil ihr Leben seit Jahrhunderten einen größeren Zuschnitt hat. Die Italiener hingegen verlieren den Kopf und kommen nicht wieder zur Besinnung. Ihnen fehlt jede Gewohnheit, ihre Kräfte in umfassende Unternehmungen einzufügen. Klappt bei ihnen schon im Frieden kein öffentlicher Dienst, so bringt der Krieg als größtes Unternehmen, das einem Volke obliegt, den größten Wirrwarr. So fing der Aufmarsch an, so begann ein Heer, das eine volle Million Soldaten zählte, an der österreichischen Grenze den Krieg als Zwergbetrieb und lernte erst im Laufe des Feldzuges seine Kraft in größerem Maßstabe gebrauchen, als der Augenblick, den Feind zu überrumpeln, schon verpaßt war.

Der Unfallrentner

Nächſt dem Kriege iſt die ſoziale Fürſorge das weiteſte Gebiet, auf dem ſich organiſatoriſche Lorbeeren pflücken laſſen. Wir pflücken ſie für uns und für andere Nationen mit. Auf Weltausſtellungen, wo wir die Statiſtik unſerer Sozialpolitik vorlegten und die an die Verſicherten bezahlten Summen in vergoldeten Gipspyramiden verſinnbildlichten, fanden wir viel Lob und ermunternden Zuſpruch, ſo fortzufahren, — was eigentlich nicht der Zweck unſerer Werbetätigkeit war, denn wir wünſchten die anderen zur Nachahmung anzuregen, fanden bei ihnen aber wenig Neigung, in den edlen Wettſtreit mit uns einzutreten. Es war einer der vielen Fälle, wo dasjenige, was unſere Autoritäten der Wiſſenſchaft als das Wahre verkündigten, den Völkern draußen nicht genügend einleuchtete, wenigſtens nicht ſoweit, daß ſie es praktiſch zu erproben wünſchten. In der Theorie fanden ſie unſere Sache ſehr intereſſant. Schon in Saint Louis vermochten wir eine ſtattliche Sammlung von Gutachten vorzulegen, die uns von ausländiſchen Gelehrten und Fachmännern ausgeſtellt worden waren, darunter ein beſonders lobendes von dem italieniſchen Gelehrten Profumo, deſſen Name auf Deutſch Weihrauch bedeutet und der uns reichlich ſolchen ſpendete. Doch ſeine Landsleute hat auch er nicht zur Nachfolge hingeriſſen. Die Italiener überlaſſen die Fürſorge ihrer Arbeiter neidlos den anderen und beſonders uns.

Der Überſchuß italieniſcher Arbeitskräfte iſt ſo groß, daß Millionen auswandern, um in betriebſameren Ländern den Verdienſt zu ſuchen, den ſie zu Hauſe nicht finden. Sie ſchicken ihre Spargelder meiſtens heim und kehren in der Regel ſelbſt zurück, um ihr bißchen Habe zu genießen, ſo daß das Kapital des Auslandes den italieniſchen Boden immer wieder befruchtet. Auch die Tauſende von Italienern, die ſich in Deutſchland der heimiſchen Militärpflicht entziehen und ſcheinbar auf ihr Vaterland verzichten, werden daheim wieder Aufnahme finden, wenn das Kriegsgewitter vorüber iſt; ich entſinne mich wenigſtens keines Falles, in welchem italieniſche Staatsbürger, wenn ſie das Geſetz in Maſſen brachen, ſchließlich doch nicht

straflos ausgingen. Das ist ein Gewohnheitsrecht, auf das sich bauen läßt. Die Vorteile aber, die Deutschland dem ausländischen Arbeiter bietet, sind so beträchtlich, daß der Kluge sie selbst um die Gefahr einer zeitweiligen Verbannung nicht aufgibt. Da gibt es mehr als Lohn, da gibt's auch eine Rente für den Arbeiter, den ein Unfall trifft. Unsere deutschen Berufsgenossenschaften zahlen jährlich rund $2^1/_2$ Millionen Mark an italienische Staatsangehörige, die bei der Ausübung ihres Gewerbes in Deutschland Schaden erlitten haben oder erlitten zu haben glauben. Besteht in letzterer Hinsicht ein Zweifel, so entscheidet in höchster Instanz unser Reichsversicherungsamt, wo der eigens der italienischen Botschaft beigegebene Sachwalter Labriola immer schneidig auf das Reichsgesetz gepocht hat, um für seine Landsleute die weitestgehenden Vorteile herauszuschlagen, während Italien sich zu keiner Gegenleistung irgendwelcher Art versteht.

So hat sich im Lande, wo die Zitronen blühen, ein besonderer Stand von Rentnern gebildet, die ihre Pfründe aus Deutschland beziehen und, je nach Neigung, ein Leben edler Muße führen oder weiteren Geschäften nachgehen. Verzicht leisten sie nicht ungezwungen auf die Rente, auch wenn der Grund derselben — die Folge des Unfalls — wegfällt; denn sie haben in diesem Punkte ihr eigenes Rechtsgefühl, das ihnen sagt: „Deutsches Geld ist immer gut zu nehmen, und was mein Vorteil ist, das ist mein Recht." Unsere Berufsgenossenschaften lassen zwar, wie in Deutschland so auch in Italien, von Zeit zu Zeit nachprüfen, ob sich der Zustand der Rentenempfänger ändert, doch selten stellt ein italienischer Arzt eine Besserung fest, und noch seltener findet der Ortsvorsteher, der das Gutachten zu beglaubigen hat, am ärztlichen Befunde etwas auszusetzen.

Als ich in Rom war, wurde mir folgender hübsche Fall erzählt: In einem umbrischen Landstädtchen hat ein Unfallrentner, der sich in der glücklichen Lage befindet, als Signore zu leben, den Ehrenposten eines Sindaco erlangt und bescheinigt nun eigenhändig das Attest, das ihm das Recht auf den Bezug der Rente gibt, wohlbemerkt einer Vollrente, die er infolge einer traumatischen Neurose be-

zieht. Man beachte diese Krankheit, die äußerst interessant ist. Sie wird nach Unfällen beobachtet, beruht aber nicht auf groben materiellen Verletzungen, sondern auf feineren, anatomisch nicht nachweisbaren Veränderungen des Nervensystems. Der Kranke wird schlapp und mißmutig, schläft schlecht, träumt ängstlich, leidet an Appetitlosigkeit, Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen und Flimmern vor den Augen. Der Arzt, der ihn untersucht, muß im Spezialfach der in der deutschen Arbeiterfürsorge vorkommenden Leiden sattelfest sein, um aus den Aussagen des Patienten, auf die er angewiesen ist, einen objektiven Kern herauszuschälen. Das läßt sich von einem italienischen Doktor kaum erwarten. Diese rätselhafte Krankheit ist sogar manchen deutschen Ärzten fremd, so daß Unstimmigkeiten in ihrer Beurteilung sich auch bei uns nicht immer vermeiden lassen. Ich sprach darüber noch am 3. August 1914 mit dem höchst erfahrenen Direktor einer unserer großen Berufsgenossenschaften, Regierungsrat Dr. Stoecker, während er gerade seinen Koffer packte, um als Hauptmann ins Feld zu ziehen. In seiner menschenfreundlichen Gesinnung seufzte er: „Was wird nun aus unseren Patienten mit traumatischer Neurose? Nach dem Gutachten der Ärzte unserer sozialen Einrichtungen sind sie arbeitsunfähig; was wird aber der Militärarzt dazu sagen? Der kennt das Bild dieser Krankheit nicht, hat's noch nicht gehabt." — Seitdem habe ich gehört, daß nicht wenige von denen, die unserer sozialen Fürsorge als zu jeder Leistung ungeignete erschienen, als tauglich zum Militär eingezogen worden, ausmarschiert und — jetzt geheilt sind. Im Felde haben sie Appetit und Schlaf wiedergefunden, Ohrensausen, Augenflimmern, Schwindel und Mattigkeit überwunden. Gar zu gern wüßte ich nun, was aus dem Sindaco des umbrischen Städtchens geworden ist, ob auch er im Dienste des Vaterlandes gesundet.

Den Italienern ist in den letzten Jahren doch auch ein Licht aufgesteckt worden über das, was deutsche Wissenschaft, was deutsche Ordnungsliebe heischt. Derselbe Berufsgenossenschaftsdirektor Dr. Stoecker, der mich auf die traumatische Neurose hinwies, hat mit einem ärztlichen Fach-

mann Italien bereist, um unsere Rentner zu besehen und die zur Untersuchung zugezogenen eingeborenen Ärzte nach deutscher Methode anzuleiten. Dieses Unternehmen, die Wahrheit ins Ausland zu tragen, erzielte ein sachliches Ergebnis insofern, als selbst beim wohlwollendsten Verfahren ein nicht unbeträchtlicher Teil der Millionenrenten wegfiel, fand aber, wie leider die meisten Versuche deutscher Aufklärung, keine begeisterte Aufnahme. Dem mutigen Vertreter deutscher Gewissenhaftigkeit wurde von Kennern des Volkes geraten, die Gegenden, die er bereist hat, fortan zu meiden, falls er nicht Bekanntschaft machen wollte mit dem Messer, zu dessen Gebrauch der Arbeitsunfähige immer noch fähig zu bleiben pflegt. Jeder nach seiner Art.

Das Messer

Das italienische Gesetz verbietet bei Gefängnisstrafe, Messer von mehr als 4 cm Klingenlänge zu tragen. Zwei deutsche Archäologen sind im letzten Frühjahr, wenige Wochen vor dem Kriege, bei Tivoli als Spione verhaftet worden; sie wiesen sich als harmlos aus, kamen aber nicht frei, weil die Polizei bei ihnen deutsche Taschenmesser fand. Erst nach zwei Tagen wurden sie erlöst, weil unsere Botschaft sich kräftig ins Mittel schlug. Nicht jeder Deutsche kommt so leichten Kaufs davon, und immer wieder sind's doch unsere Landsleute, die, so oft die Polizei ihnen etwas am Zeuge flicken will, in der besagten Weise hereinfallen. Der Italiener trägt das gesetzwidrige Messer desgleichen, bleibt aber ungeschoren und läuft erst nach der Stecherei Gefahr, eingelocht zu werden. Oder nein — mir fällt doch ein Geschichtchen ein, das anders verlief. Giolitti, der als Ministerpräsident die Wahlen machte und aus seinen Günstlingen jene Kammermehrheit bildete, die er schließlich, als es sich um Krieg oder Frieden handelte, im Stich gelassen, oder die ihn im Stiche gelassen hat (was das betrifft, ist die Geschichte noch dunkel) — kurzum, Giolitti legte besonderes Gewicht auf die Wahl eines Kandidaten, der auf starken Widerstand stieß. Da mußten schon besondere Mittel angewendet werden. Auf Befehl des Ministerpräsidenten ließ der Präfekt die Gegner des ministeriellen Kandidaten

verhaften und einer Leibesvisitation unterwerfen. Fast alle hatten Messer von mehr als 4 cm Klingenlänge, wurden ins Loch gesteckt und blieben da sitzen, während die wohlgesinnten Wähler zur Urne schritten.

Man sieht, wie die Italiener auch unter sich der Anschauung huldigen: was mein Vorteil ist, das ist mein Recht. Das Landesgesetz begünstigt durch seine Fassung diese Praxis, die in romanischen Ländern allgemein beliebt ist. Fein und treffend spricht das Maître Guérin, der Typus des korrekten Notars, in Emil Augiers Lustspiel aus: „Ich bezeuge meine Achtung vor dem Gesetz, indem ich es umgehe." Den zweimalhunderttausend Drückebergern (embusqués), gegen deren Praxis die französische Kammer im letzten Frühling noch ein Spezialgesetz erlassen mußte, um sie zum Felddienst zu zwingen, stehen mindestens ebenso viele Italiener gegenüber, die auch nicht gern ans Messer wollen. Der innere Drang zur Pflicht fürs Vaterland ist in Italien schwach, der Zwang muß nachhelfen, sei es auch nur durch die Drohung der Schande. Ein beliebtes Versaglieriliedchen fängt an:

„Mein Liebchen Ade!
Mich ruft die Armee,
Und blieb' ich zu Haus,
Säh's wie Feigheit aus."

Zieht der Deutsche ins Feld, so singt er von Heldentum und Opferfreude, der Italiener hingegen geht, um sich Mut zu machen, von der Verneinung aus. Er sagt auch nicht wie wir: „Man stirbt nur einmal," sondern bevorzugt das Sprichwort: „man lebt nur einmal"; denn das Leben bejaht er entschieden. Aus dem Widerstand der Reservisten, die mit Gewalt aus den Häusern geholt werden mußten, aus den Prügeln, die die Carabinieri dabei abbekamen, den zu Hilfe gezogenen Truppen, die nicht einschreiten wollten, und den Schießereien, die schließlich doch entstanden, ersieht man, wie ungern der Italiener, so flink er auch das Messer zum Privatgebrauche zieht, fürs Vaterland die Waffe trägt. Seine Psyche steckt nun seit Monaten schon in der Klemme zwischen „nationalen Aspirationen", die er rhetorisch liebt, und Pflichten, die er lieber meidet.

Die Räucherschale
Gemälde von Alfred Rottmanner

Sein Anteil

Erzählung von Auguste Supper

An seinen Gartenzaun gelehnt, die Füße mit den breiten, ausgetretenen Schuhen ins taufeuchte Gras gestemmt, stand Fritz Kurz, der Schuhmacher, in der sommerlichen Frühe des Sonntagmorgens und wartete.

Er tat selten etwas anderes als warten. Die Leute von seinem Dorf sagten natürlich, er faulenze. Das ist ja immer so. Es gibt blutwenig Menschen auf dieser lieben Erde, die da begreifen, was ein richtiges Warten ist. Und diese wenigen sind so unter die andern, unter die Törichten und Böswilligen hineingeknetet, daß man viel Glück oder viel Scharfblick haben muß, um einen zu entdecken.

Über dem Dorf, weit hinter dem Rücken des Mannes am Gartenzaun, kräuselten sich noch die Räuchlein von all den Morgensuppen, die den Sonntag einleiteten, die Hunde bellten, als seien sie eben erst vor die Türen gelassen und erzählten der Gasse von den Erlebnissen und Träumen der warmen Sommernacht, die Hähne krähten hell und ein wenig unvernünftig von Hof zu Hof, denn dieweil sie die Herren unter den Hühnern waren, hielten sie sich für die Herren der Welt.

Ein Frühaufsteher war der Schuhmacher, das mußte ihm der Neid lassen. Aber kein Mensch schätzte das an ihm. Sogar das liebe heilige Buch mußte herhalten, um diese Tugend des Mannes auf den Kopf zu schlagen, daß sie sich duckte und wie ein Laster aussah. „Was hilft's, daß ich frühe aufstehe und nachher lang sitze —?“ zitierten die Mitbürger und schüttelten die Köpfe.

Auf was er an jenem Sommersonntagmorgen wartete, wußte Fritz Kurz nicht. Wie er es eigentlich niemals wußte. Aber muß man es denn wissen? Wenn man es

weiß, kommt dann nicht faſt immer Ungeduld, Gereiztheit, Spannung, freudiges oder ärgerliches Ungeſtüm ins Warten und damit eine Verzerrung in die Seele, ein Wellenſchlag auf ihren zuvor ruhigen Spiegel?

Das gegenſtandsloſe abſolute Warten des Schuhmachers aber war ein ſtetiger gehobener Seelenzuſtand, eine „Stimmung“ im Sinne des alten Weltweiſen, wonach es in der einzelnen Seele keine Mehrzahl gibt von dieſem vielgeſchändeten Wort.

Des Mannes Garten lag abſeits, nahe an der neuen Eiſenbahn. Als man den Schienenſtrang legte, hatte der Schuſter ein Stück von ſeinem Beſitztum hergeben müſſen. Er tat es, ohne Schwierigkeiten zu machen. Ein paar Nachbarn, denen man auch an dem Ihrigen ſchnipfeln mußte, ließen es ſcheltend zur Zwangsenteignung kommen. Sie grollten dem gefügigeren Schuſter. Sein gutartiges Einwilligen, ſagten ſie, ſei nur eine neue Form ſeiner alten Faulheit. Wie er zu bequem ſei, um ſich eine Mücke von der Naſe zu jagen, ſo ſei es ihm auch zuviel Mühe, irgendeiner Weiterung ſtandzuhalten.

Sie redeten, wie ſie's verſtanden. Mehr kann man ſchließlich von keinem Menſchen verlangen. Woher ſollten ſie wiſſen, daß Fritz in ſeiner ſtets verſchloſſenen Seele auf eine Menge neuer Dinge wartete, die die Eiſenbahn bringen würde! Woher ſollte z. B. ihnen, den ewig Schuftenden, Schimpfenden, Scharrenden, aufgedämmert ſein, wie ſchön es iſt, ſtill und ausdauernd den blanken Schienen entlang zu blicken, bis hinaus in die weite Ferne, wo ſie aufblitzend ineinanderlaufen zu einem verſchwimmenden Band. Den, durch ewige Mühſal an ihre ſchwere Scholle Gefeſſelten, wurde es niemals klar, was der Schuſter ſich bald ſchon zurechtgelegt hatte: daß der eiſerne Faden vor ſeinem Gartenzaun zu dem Netz gehörte, das die ganze Erde umſpannt. Daß man, von ihm geleitet, auf ihm dahinſchreitend, bis dorthin kommen müßte, wo das Meer jeder Eiſenbahn den Boden unter den Füßen wegnimmt. All das begriffen die Bauern nicht. Für ſie ging die Bahn bis zum nächſten Marktflecken, wohin man ebenſogut mit Kühen und Ochſen fahren konnte, wenn auch langſamer.

Auch das wußten die Nachbarn nicht, wie schön es war, am grasigen Rain vor dem Garten zu stehen, wenn die Züge so nahe vorüberdonnerten, daß der Luftstrom einem wirbelnd die Schürze hochnahm und an den Haaren zerrte. Oder lachend hinterher zu sehen, wenn all die Köpfe an den Fenstern sich dem einsam Stehenden zuwandten und irgendeiner etwas rief, was man in dem ratternden Getöse nicht verstand, und über das man danach stundenlang nachdenken konnte, als über etwas, das aus unbekannter Ferne hergekommen war und irrend Einlaß suchte.

Quälen konnte solch ein verwehtes Wort den Schuster, tageweis quälen, wie eine Erinnerung, die nicht hochkommen kann und doch immer nach oben drängt. Dann half sich zuletzt der verständige Mann, indem er dem gestaltlos Dahergekommenen von sich aus Gestalt gab, kraft der Macht, die solche wunschlos Wartenden haben.

In der Woche aber vor jenem klaren Sonntagmorgen hatte sich's begeben, daß ein struppiger und schwarzbärtiger Kerl aus einem vorüberjagenden Zug etwas herausgerufen hatte, was geradeswegs auf den stehenden Schuster losfuhr und ihm den Kopf umschwirrte wie eine sausende Fangschnur. Ganz wirbelig und benommen wurde er davon, obgleich, oder weil er den Ruf nicht verstanden hatte. Drei Tage lang dachte er nach, formte, knetete, ballte und zerzupfte wieder. Dann wußte er, daß der Schwarzbärtige gebrüllt hatte: „Bald kommt etwas."

Es waren in jenen Tagen des Schulzen Stiefel zu sohlen. Fritz Kurz tat sich Gewalt an und sohlte sie, obgleich ihn dabei ein Gefühl nicht losließ, als vergeude er kostbare Zeit. „Bald kommt etwas." — Konnte dieses Etwas nicht derart sein, daß ein gesohlter Stiefel davor zu einer nutzlosen, ja unsinnigen Sache wurde?

Sohlleder und Pechdraht, Pfriemen und Leisten, was hatten sie mit Kommendem zu tun? Sie brauchte man für das Heute, für das schwere Alltagsgetrampel, nicht für das einherschwebende Kommende. Der Mann verachtete im Grund seines Herzens sich selbst, daß er da hockend und stichelnd vor alten Stiefeln saß, indes so

Großes, Geheimnisvolles vor der Türe ſtand und würdig erwartet ſein wollte. — Manchmal blieb ein Nachbar vor dem ebenerdigen Werkſtattfenſter ſtehen und lauſchte befremdet dem ſelten gehörten Hämmern da drinnen.

„So, du ſchaffſt —?“ klang es dann langgedehnt zum Schuſter hinein, und es reckten ſich die Hälſe.

Den Angerufenen plagte die Scham. Es iſt nicht angenehm, Zeugen zu haben, wenn man in einer ſchwachen Stunde ſeiner innerſten Art untreu wird, und wär's auch unter dem Druck und Zwang der Verhältniſſe. Aber er war doch zu gelaſſen und zu aufrecht, um ſich vor dieſen Schadenfrohen dadurch zu rechtfertigen, daß er auseinanderſetzte, wem die Stiefel gehörten.

Er ließ nur den Hammer ruhen und murmelte, einen Pechdraht zwiſchen den Lippen: „Bald kommt etwas.“

Es hatten aber die Bauern an Fritz Kurz lange ſchon die prophetiſche Art bemerkt. Nicht ſo oft an ſeinem Reden, als an ſeinem Gebaren, an ſeiner Beſonderheit. Doch wollten ſie es nicht ſo recht Wort haben, ſonſt wäre es an ihnen geweſen, dem Propheten ſeine Ehre zu erweiſen.

So lachten ſie auch damals, ſchauten gegen den Sommerhimmel, der in wolkenloſer Bläue über dem Dorf ſtand, ſchüttelten die Köpfe und ſpotteten.

Der Schuſter ließ ſie lachen. Er wußte: Bauern ſehen zum Himmel auf, als ob nur Regen und Hagel, Wachswetter oder Schadenwetter dorther kommen könnte. Als ob der Herrgott in der Höhe nichts wäre als ihr Wettermacher und Wolkenſchieber, der manchmal gut und manchmal ſchlecht arbeitet. Vergeblich und hoffnungslos wäre es geweſen, ihnen klarmachen zu wollen, daß ein Kommendes nicht durchaus ein Wolkenbruch oder ein Donnerwetter ſein müſſe. Daß vielmehr tauſend ſprungbereite, lauernde Dinge in der Welt ſind, die auch beim klarſten Himmel im Anzug ſein können.

Es kam die Sonntagsfrühe, und des Schulzen Stiefel waren abgeliefert. Ein freier, ſich ſelbſt zurückgegebener Mann, ſchritt Fritz Kurz ſeinem Garten zu, dieſem Garten, den er von ſeinem längſtverſtorbenen Weib geerbt hatte. Viel mehr hatte ſie nicht hinterlaſſen. Ihr Andenken war

kurzlebig gewesen, wie so ein Pilz, der über Nacht in sich zusammensinkt. Viel gehustet und viel geschimpft hatte sie. Mehr wußte der Witwer eigentlich nicht vor ihr. Es war auch ein kurzes Zusammenhausen gewesen. Drei Jahre, mehr nicht. Und diese drei Jahre lagen zurück in der Jugendzeit, wo ohnedies alles ist wie ein durcheinandergekochtes Mus.

Ein Kind hatte sie ihm geboren, einen Sohn. Aber dieser Sohn hatte nach sechs Monaten schon genug gehabt vom Erdenleben. Ganz unerwartet und ohne richtigen Grund war er gestorben. Seine eigene Mutter, die es doch wissen mußte, hatte dem Pfarrer, der nach des Kindleins Krankheit fragte, zur Antwort gegeben: „Es hat ihm nichts gefehlt, es war nur zu faul zum Leben." Und dabei winkte sie nach ihrem Manne hin, der still und versunken vor dem kleinen Sarg stand und sich über etwas an dem toten Büblein besinnen mußte. Er sah dies Winken damals wohl, der Schuster, und er begriff, was das Weib meinte und was zwischen ihren Worten zu lesen war. Aber er ließ es sich wenig anfechten. Ihm war das Kindlein wichtiger, das reglos, mit ernster und doch gelassener Miene dalag und seine kleinen Wachshändlein gefaltet hielt um eine rote Rose, die ein Nachbarsweib ihm zwischen die Fingerchen gesteckt hatte.

In jener Zeit und an jenem Särglein schon wartete der Mann und überhörte darüber, was von ihm gesagt wurde.

Der reichliche Tau einer kühlen Nacht lag noch auf den Gräsern, als Fritz Kurz seinem Garten zuging. Er trug deshalb zum Sonntagsgewand die alten, ausgetretenen Schuhe, an denen nichts zu verderben war. Ein paar Weiber aber, die diesen Zusammenhang nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten, und die zerzaust und noch halb schläfrig des Frühaufstehers Weg kreuzten, sagten, Fritz sei der Mann nicht, um sich selbst einen rechten Schuh zu machen.

Einsam und schweigend stand der Schuster und wartete auf den ersten Zug. Dieser Sonntagszug, das hatte er längst in der Stille ausstudiert, kam eigentlich vom Orient, von den Türken und Heiden her. Nicht, als ob

er selbst dort gewesen wäre. Aber wie Wellen, die sich stoßen von einem Gestade zum andern, so war's mit diesen vorüberjagenden Zügen. Dem Manne schien's, seit jener fremde Schwarzbärtige seinen Ruf aus dem Wagenfenster geschleudert hatte, als ob das verheißene Etwas am ehesten mit einem Zug aus der Ferne kommen könne, mit solch einem geheimnisvollen Sonntagszug.

Zwischen den Schottersteinen am Bahnkörper blühten Wolfsmilch und Wegwarten. Die Schienen glitzerten vom Tau, und eine Bachstelze saß frohgemut mit wippendem Schwanz auf einem Schwellenkopf. Das sah im Frühsonnenschein alles so fröhlich und verheißungsvoll aus, daß dem Wartenden am Gartenzaun das Herz aufging.

Ganz weit hinten im beglänzten Land rührte sich etwas. Die scharfen, nicht von Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten geschwächten Augen des Schusters wichen nicht davon. Sie sahen das kribbelnde Ding zu einem dunklen Schlänglein werden, über dem ein weißes Band lautlos flatterte. Dann verschwand alles für eine kurze Zeit, als sei es in die Erde gekrochen, nur helle Wolkenfetzen irrten über grüne Wiesenstreifen. Der spähende Mann wußte, daß ein Einschnitt hinter bebuschtem Damm dort drüben war, und schon kroch die Schlange wieder hervor, aber jetzt ohne Fahnenband über sich. Unhörbar, in weiter Windung nahm sie ihren Weg, und sie tat nicht, als wolle sie jemals in des Mannes Nähe kommen.

Der Schuster lächelte geduldig und zuversichtlich. Es mochte Dinge geben auf der Welt, die niemand berechnen konnte, die ganz anders liefen, als man erwartete und erhoffte, Dinge, die in der Ferne vorüberzogen und einen einsam stehen ließen ohne Gnade. Er selbst kannte solche Dinge. Aber der Zug dort draußen im strahlenden Morgen, der war ihm sicher.

Und schon kam in die Schienen das leise Dröhnen und Singen. Die Bachstelze drehte das Köpflein wie erschrocken, wippte noch einmal kräftig mit dem Schwanz und flog davon. Ein Surren in der klaren Luft ward stärker und härter. Zu einem Rattern und Poltern schwoll es an, und der wartende Mann kniff fest die Augen zu. Immer

tat er das, wenn ein Zug heranfauchte. Eine künstliche Nacht schuf er für die einherstürzenden wilden, brandenden Geräusche, und sie wuchsen ihm darin empor zu einem Unfaßbaren, Tollen, aus dem heraus das Wunderbarste könnte geboren werden. Und dann, als sie heran war, die schwarze, donnernde Schlange, dann riß er die Augen auf, um alles zu fassen. —

Fritz Kurz stand, hatte den Kopf nach dem entschwindenden Zug gedreht und rührte sich nicht. Er mußte sichten, ordnen, denken. Wie war's gewesen? — Viel glitzernde leere Fenster, ein Schaffner zwischen zwei Wagen, dann ein paar fremde, fast verschlafene Gesichter, die ohne Freudigkeit in den Morgen schauten, und hinten am kurzen Zug ein hoher Gitterwagen voll quiekender Schweinchen. —

Ein enttäuschtes Staunen wollte hochkommen in dem Stehenden. War das nun alles? Wo blieb das Große, das Prophezeite? War es irgendwie eingekapselt, geheimnisvoll enthalten in dem eben Geschauten? Der Mann wußte, was allen im Dorf sonst verschlossen war, daß die wenigsten Dinge das sind, als was sie im Daherkommen sich ausgeben. Daß ein unverdrossenes Bohren hergehört, wenn einer dem einfachsten Geschehen und dem glattesten Ding will so recht auf die Sprünge kommen.

Langsam drehte der Schuster den Kopf und sah hinüber nach der feuchtblanken Schwelle, auf der vorhin die Bachstelze ausgeruht hatte. Das wäre, so schien ihm, ein Plätzchen, um nachzusinnen. Er tat die paar Schritte durchs nasse Gras. Seine Gedanken waren dabei hinter den quiekenden Schweinchen her. Hatte seine Großmutter, die Schmiedgret, nicht immer gesagt: „Schweine bedeuten Glück?" — Und nun, da er bei seiner Großmutter war, blieb er gleich bei ihr stehen, denn sie war es wert. Ein kleines buckliges Weiblein wuchs da im Sommermorgenschein vor dem Schuster auf und schaute ihm hell in die Augen.

Hat auch ein Mensch noch solche Augen, wie die Alte? Augen, die über die Welt hinlachten, als hätten sie sie selber gemacht und seien zufrieden mit ihrem gelungenen Werk. Und dann doch auch wieder Augen, als sei die ganze Welt nur ein elender Pfifferling, über den man

hinwegſchaut in eine beſſere Gegend hinein. — Fritz Kurz bückte ſich und riß ein Zweiglein Wegwarte ab. Warum er es tat, wußte er eigentlich nicht. Die ſtille, ſchauende Blume da hatte ihn plötzlich angeblickt, als ob ſie mit ihm von ſeiner Großmutter zu reden hätte, als ob ſie von dem längſt toten Weiblein wüßte, das, arm wie eine Kirchenmaus, den verwaiſten Enkel erzog und nie anders tat, als hätte ſie Tauſender im Rockſack und wolle ſie nur nicht wechſeln laſſen. Und merkwürdig — nun fiel dem Schuſter etwas ein, an was er ſchon zwanzig Jahre lang umſonſt herumſtudiert hatte, ohne ins klare zu kommen: Er wußte auf einmal, daß ſein Sohn — der kleine damals im Särglein — daß der auch die Augen dieſer Großmutter gehabt hatte. Das Wegwartzweiglein ſteckte er ſich an den Rock. Mochten ſie ihn für einen Narren halten, oder als einen Hochzeiter ausſpotten, — er hatte das Herz nicht, die Blume fallen zu laſſen, an der er etwas witterte, das von ihm zu ſeinen Toten ging. Wär's nicht eine Sünde und Läſterung geweſen, ſo hätte er geſagt: „Als der Herrgott die Großmutter und den kleinen Buben ſchuf, iſt ein Bröſelein abgefallen und daraus iſt die ſtille, freundliche Blume geworden, ſo daß ſie alle drei von einem Weſen ſind.“ — Er lachte vor ſich hin. Gut, daß man ſo allein iſt, da außen! Da können die Gedanken fuhrwerken wie ſie wollen, hiſt und hott und überzwerch. Die Schweinchen fielen ihm wieder ein, die Glücksbringer. Und weil es ein ganzer dreiſtöckiger Wagen voll war, mußte wohl auch ein dreiſtöckiges Glück um den Weg ſein.

Er ſetzte ſich jetzt auf die Schwelle und ſtreckte die Füße in den Schotter. An dem Rätſel der Bachſtelze mußte er herumſtudieren, warum die ein Schwänzlein hat, damit zu wippen, wenn ihr das Herz leicht iſt, während ein Menſch ganz ſtill und ſchwer am Platze ſitzen muß.

Langſam ließ er ſeine Augen in die Runde gehen und — es gab ihm einen Stoß gegen ſein Inneres — da ſah er etwas, was ſicherlich nicht da geweſen war, ehe der Zug vorüberkam. Ein zuſammengeknäueltes Papier lag auf den Steinen, ganz frech, ganz obenauf, ganz herausfordernd und ſo nahe, daß er es mit tüchtig ausgeſtrecktem Arm

herbeiangeln konnte. Schon dehnte er den hageren Körper, da gab es ihm noch zu denken, wie der Fund an dieſe Stelle gelangt ſein könnte. Er ſah im Geiſt noch einmal den Zug vorüberſauſen und wußte, daß ſich keine Hand gerührt hatte.

Merkwürdig war ihm die Sache, urſachelos wie das Wunder, das nicht auf gebräuchlichen Wegen einherſchreitet. Ein Behagen flutete über ſeine Seele, denn ſie war, ihrem innerſten Weſen nach, aufs Abenteuerliche eingeſtellt, wie alle freien oder befreiten Menſchenſeelen. Ihm kam es vor, als hätte die aus unendlicher Ferne vorüberrollende Welle, als die ihm der Zug erſchien, vor ſeinen Füßen den weißen Knäuel dort ausgeſchäumt. Er fingerte danach und glättete ihn. Als er ſah, daß das Papier auf einer Seite bedruckt war, kam Ernüchterung über ihn. Er liebte Gedrucktes nicht mehr ſehr. Es hatte eine Zeit gegeben, da war er dahinter her geweſen, wie der Teufel hinter armen Seelen. Aber er hatte viel Enttäuſchung erlebt. Das ewig Wartende in ihm wurde nie befriedigt. „Es iſt auch alles ganz eitel," klang es öfter und öfter in ihm auf, während er las, oder über Geleſenes nachdachte. Da hatte er mehr und mehr die Augen weggewendet von dem ſchwarzen Gekribbel und ſie der Buntheit aller Dinge zugekehrt in aller Stille.

Während er jetzt las, war es ihm, als hätte er das, was da ſtand, ſchon einmal vernommen. Im Halbſchlaf etwa, oder mit einem Ohr, wie man gelegentlich etwas aufſchnappt. Es war ihm nicht wichtig erſchienen, war ihm nur ſo über die Haare hingefahren, wie ein Windhauch, der einen wohl berührt, aber nichts angeht. Hatte es nicht der Schulze geſagt? Geſtern, als er ſeine friſchgeſohlten Stiefel in Empfang nahm?

Fritz Kurz riß die Augen auf. Geſtern des Schulzen Worte, die waren wohl ein leiſes erſtes Anklopfen geweſen für das, was heute mit aller Macht Einlaß begehrte. Für das Große, das Kommende, das auch der Schwarzbärtige in letzter Woche angekündigt hatte, und das nun näher rückte mit Rieſenſchritten.

Der Schuſter ſtrich den Zettel übers Knie und las nun noch einmal, daß der öſterreichiſche Thronfolger und ſeine

Frau ermordet ſeien in Serajewo und daß das unabſehbare Folgen haben könne. „Unabſehbare Folgen“ ſtand da.

Er ſchaute auf. Die Schienen glitzerten im Sonnenlicht und führten weit hinaus ins Unbekannte. Zu den Türken, zu den Heiden, das hatte er längſt ſchon ausſtudiert. War ihm von dorther Botſchaft zugetragen? Von dorther, wo die Greueltat geſchehen war? Er nickte vor ſich hin. Die Wegwarten ſah er an, die ihre Strahlenſterne weit und ſtill auftaten vor der höher ſteigenden Sonne. ‚Ja, ja,‘ dachte er, ‚es kommt ſchon, es kommt ſchon alles! Man muß nur dafür da ſein. Fritz! Daß du nur da biſt, wenn es kommt!‘

Verſunken, die heiße Sonne auf dem runden Rücken, ſaß er da und ſtreckte die Füße mit den alten Schuhen in die Steine. Und ob ſie alle vorübergegangen wären, die Nachbarn, die ſich jetzt daheim zum Kirchgang rüſteten, es hätte keiner gemerkt, daß der Schuſter jetzt eben ſich bereit machte, ſeinen Teil am großen Weltgeſchehen würdig in Empfang zu nehmen, daß er bewußt und geſammelt wartete am Weg, der ſchon dröhnte vom fernen Schickſalsſchritt. Vielleicht hätte des Schuſters dunkler Rock unter der Sonnenglut bald zu rauchen angefangen, wenn nicht des Bahnwärters von fernher dröhnender Schritt den Verſunkenen erweckt und von ſeinem Sitz aufgeſcheucht hätte. Mit dem Bahnwärter ſtand Fritz Kurz nicht ſonderlich. Der Mann tat, als habe er die Eiſenbahn aus ſeiner Taſche bezahlt, und als hätte außer ihm kein Menſch ein Recht daran. Und dabei, das wußte der Schuſter nur allzu ſicher, verſtand er ſo wenig wie die Bauern, um was es ſich bei dem eiſernen Weg eigentlich handelte.

Stumm, wie der Weiſe vor dem belfernden Toren, ging Fritz Kurz davon, als er den andern von ferne mit weitgreifenden Schritten auf den Schwellen daherkommen ſah. Ihm war's, als ſchauten die Wegwarten ihn an in leiſer Trauer und Bedrängnis, als wollten ſie ſagen: ‚Du haſt's gut, du kannſt abſeits gehen, wenn ein Lümmel des Weges kommt.‘ — An jenem Sonntag hat der Schuſter jedem, der ſeine Straße kreuzte und ihn nach Ortsbrauch anrief, geſagt, daß etwas komme; und damit ſie nicht

wieder unnötigerweise nach Himmel und Wolken sehen sollten, setzte er gleich hinzu: ein Krieg. — —

Jene Tage kamen nun, da die Stumpfsten und Blödesten, die Gleichgültigsten und Leichtherzigsten zu Wartenden wurden. Da Luft und Wasser, Erde und Himmel den Atem anhielt und wartete. Da die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht scheu ins Auge sah und wartete.

Der Schuster aber, dem des große Warten nichts Neues, kein Ausnahmezustand war, er verlor die Gelassenheit nicht.

Indes alle dem Nahenden unruhig entgegenfieberten, mußte er seltsamerweise öfter als sonst zum Vergangenen umlenken. Mit seinem Buben hatte er es jetzt viel zu tun. Zwanzig wäre der heuer. Die andern aus seinem Jahrgang mußten heuer spielen. Was für ein Spiel mochte das werden? Ob's bunte Bänder gab und papierne Rosen? Der Schuster sah viel Rot in den künftigen Sträußen, mächtig viel Rot von einer weithin leuchtenden Farbe. Und das Büblein in dem kleinen Sarg tat seine Augen auf, die hellen Augen seiner Urgroßmutter. Gelassen und froh sah es seinen Vater an. ‚Ich ging,' sagte es, ‚aber du bliebst da. Sie werden meinen, ich sei davon, weil ich nicht dabei sein will, wenn mein Jahrgang spielen muß. Wenn die blutroten Sträuße an die Kappen kommen. Du weißt es besser. Du und ich, wir sind da, wenn etwas des Weges kommt, wir warten, wir warten.'

Dann ward mobil gemacht.

In jenen Tagen hat im Dorf kein Mensch an Fritz Kurz gedacht. Väter, Söhne, Brüder zogen aus; der Schuhmacher hatte niemand dabei. Sie haben sich damals nicht vorgedrängt, die, die niemand dabei hatten. Still sind sie abseits gestanden, in einem sonderbaren zerdrückten Herzweh, das nicht frei hervorspringen durfte und doch auch nicht unten bleiben wollte.

An seinem Werkstattfenster vorüber sah der Schuhmacher schwere Füße schreiten. Er mochte den Kopf oft nicht recht heben. Seines Buben Jahrgang ging vorbei, und er mochte den Burschen nicht gerne in die jungen Augen sehen. Aber auch, wenn er nur die Füße der Ausziehenden sah, quälte etwas den einsamen Mann. Auch sie

hatten ein Fragendes und Vorwurfsvolles, beſonders die ſchlechtbeſchuhten, von denen nicht wenige waren. Denn derſelbe Finger, der dieſer Tage dem Manne ans Herz tippte, der tippte ihm auch ans Gewiſſen, oder was das war, was mit den ſchlechten Stiefeln der Ausrückenden zuſammenhing und bei ihrem Vorbeimarſch aufzuckte.

Es ward dann eine Zeitlang eine Stille im Land. Und in dieſer Stille erinnerten ſich manche, daß der Schuhmacher vorhergeſagt hatte, was nachher eingetroffen war. Sie kamen vor ſeine Werkſtatt, blieben am Fenſter ſtehen und wollten von dem Mann, der des Krieges Anfang prophezeit hatte, nun auch den Fortgang wiſſen. Aber der Schuhmacher war wortkarg und ſpröd wie nur je. „Zu faul, um den Mund aufzutun," ſagten ſie. Und die Klügſten meinten, wer eben kein Angehöriges, kein Eigenes draußen habe, der ſchere ſich den Kuckuck um den Krieg. „Fritz," riefen ſie, „du haſt gute Zeit. Unſere Buben müſſen die Belgier verſohlen und den Franzoſen das Leder gerben, und du darfſt gucken, wo die Spatzen herfliegen."

Einer aber, dem von ohngefähr einfiel, was ſonſt im Dorf faſt vergeſſen war, der meinte: „Der Deine hat ſich bei Zeit aus dem Staub gemacht —" Sie lachten alle lautlos und breit, wie es ſich ziemt bei einer ſolchen Sache, die in der Mitte ſteht zwiſchen offenem Scherz und verhülltem Ernſt. Der Schuhmacher hob den Kopf und ſchaute an den Schwatzenden vorüber. Es tat ihm weh, es beengte ihn, daß ſie da waren. Mit einem Sprung hätte er mögen zwiſchen ihnen durchfahren und verſchwinden, wie die Katze im Türloch. Aber die Füße waren ihm ſchwer und das Herz müd und lahm. Er konnte dieſen Grinſenden nicht auseinanderſetzen, wie alle Fäden liefen. Wie er, und nur er allein im Dorf, ein Wartender geweſen war auf ein großes Kommendes, indes ſonſt jedermann im kleinen Kram krabbelte und wühlte. Wie dieſer Krieg eigentlich ſein Krieg war, der ſich ihm angekündigt hatte auf eine ſtille und geheimnisvolle Weiſe draußen in der Einſamkeit. Und er konnte ihnen nicht ſagen, wie ihm dieſer Tage endlich eingefallen war, daß ſein kleiner Bub im Särglein die Augen ſeiner Urgroßmutter hatte, helle Augen,

die mit der Welt zufrieden waren und auch die Welt nicht achteten, Augen, wie sie keiner hat, der als ein Drückeberger abseits geht vor dem Kampf.

Das gab ein Lachen, als es hieß, der Fritz habe sich als Kriegsfreiwilliger gestellt, sei aber nicht genommen worden. „Er meint" — so sagten sie — „man gehe in Schlappschuhen nach Frankreich und hocke dort an einem Rain Posten." Dann kam die Zeit, da man im ganzen aufgestörten Land Bahnwachen an die Schienen stellte. Für den Fritz, hieß es, sei das ein Posten wie geschaffen. Aber er wehrte sich. Warum, wußte er selbst nicht recht. Weil Bahnwacht etwas war wie Bahnwärter, und weil er diesen Mann und sein Amt haßte. Weil es ihm vorkam, als würde sein Verhältnis zu den glitzernden Strängen in der Einsamkeit draußen geschändet durch jede dienstliche Beziehung.

Da zog der Schulze andere Saiten auf. Ernster wollte er in dieser ernsten Zeit den Mann jetzt fassen, der das Leben für einen Morgenbummel ansah. Vielleicht waren die Stiefel, die Fritz ihm zuletzt gesohlt, besonders gut ausgefallen. An die Montierungsverwaltung schrieb der Hochmögende in Sachen des als Kriegsfreiwilliger Gemeldeten. Und siehe da: als Schuster konnte man den brauchen, den man als Krieger ausgeschlagen hatte.

Da gab es zum zweitenmal ein Lachen. Wie ein Fuchs, der aus übergroßer Schlauheit erst recht in die Falle geraten ist, so kam dieser eingefangene Militärschuhmacher, der seither zu faul gewesen war, sich selbst einen rechten Schuh zu machen, allen vor. Sein Gesicht wollten sie gerne sehen nach dieser Entscheidung. Und sie sahen es. Es war ein Männergesicht, wie damals die meisten waren: ernst, mit einem Stich ins Frohe, verschlossen, mit einem Stich in scheuen Stolz. Aber beim Fritz deuteten sie alle Zeichen falsch. Sie sagten, dem sei das Lachen vergangen für lang hin, und beim Kommiß solle man ihm nur Pech auf den Schemel schmieren, sonst reiße er aus wie Schafleder, denn in Fritzens Alter lerne kein Faulenzer mehr um.

Er zog aus an einem Sonntagmorgen. Niemand wußte davon, und es gab kein Händeschütteln und kein

Tücherwinken. Durch ſtille Gaſſen ſchritt er ſchweigend hinaus, ein kleines Bündel an der Hand. Und draußen grüßte ihn auch heut die Einſamkeit. Wie wenn ſie ihn am Rockzipfel halten wollte, ſo kam ſie auf ihn zu. Er mußte ſich wehren gegen ihre klammernden Hände. Mit Vernunftgründen mußte er ihr beikommen. Und er, der im Dorf und unter den Schwatzenden das rechte Wort nie fand, er hielt klare Zwieſprach mit der alten Freundin.

„Sieh," ſagte er, „es iſt Krieg im Land. Ein ſchwerer Krieg, von dem du und ich und mein toter Bub wußten, daß er kommen würde. Und es zieht in dieſen Krieg, was Füße hat. Tauſend und aber tauſend und Millionen Füße. Ich wäre auch gern mit. An meines Buben Statt und in ſeinem Namen. Die Toten mögen ja nicht tot ſein in dieſer Zeit. Sie ſchämen ſich, weil man meinen könnte, ſie ſeien davon, ſie hätten nicht warten mögen, bis etwas kommt. Aber man hat mich nicht nehmen wollen, weil ich kein Soldat war und alt bin. Da habe ich die Füße gemuſtert, die fort müſſen. Schlechte Stiefel hatten manche. Und ſie müſſen gute Stiefel haben. Herrgott, hab' ich gedacht, hätte ich doch mein Lebtag Stiefel gemacht für dieſe Stunde, da die tauſend Füße den Weg tun müſſen fürs Vaterland! Wie ein ganz unnützer, ſchlechter Kerl bin ich mir vorgekommen. Und du biſt auch ſchuld, daß ich ſo wenig Stiefel gemacht habe. Du kannſt jetzt nicht ſagen, du könneſt nichts dafür. Immer haſt du mich am Kittel gepackt, wie du mich jetzt wieder packen willſt. Aber da gibt's nichts. Ich habe den lieben Herrgott drum angegangen, daß er mich ſoll irgendwo anſtellen, damit ich die Schuldigkeit tun kann für mich und meinen Buben. Da hat er mich zum Soldatenſchuſter gemacht über Nacht. Jetzt gehe ich. Und der Kuckuck ſoll mich holen, wenn ich nicht ſchuſtere für zwei."

So ſprach Fritz Kurz mit ſeiner Freundin, der Einſamkeit, und in ſein Geſicht kam eine grimmige Falte, die vorher nie darin geweſen war, denn nie vorher hatte er Vorſätze gefaßt. Und die Vorſätze ſind es, die den Menſchen das Grimmige geben, und ihnen die lichte Glätte von der Seele und vom Geſicht nehmen.

Weil aber kein Menſch im Dorf ihm ein Sträußlein angeboten hatte, ſo brach ſich Fritz in der Morgenfrühe das nächſtbeſte Blümlein, das ihm zur Hand war. Und es war der freundliche, noch von der ſtillen Nacht her gefaltete Stern einer Wegwarte. Die ſteckte er ſich an den Kittel und zog fürbaß, forſch und fühllos tuend, wie ein Burſch, der ſich von ſeinem Mädchen losgeriſſen hat, und der ein Schelmenlied ſingt, weil ihn die Tränen in der Kehle würgen wollen.

⁂ ⁂ ⁂

Soldatenſchuſter ſein iſt ein Amt, das man, wie andere Ämter auch, mit viel oder wenig Verſtand, mit Treue oder ohne Treue verwalten kann. Aber vielleicht iſt dabei mehr als bei andern Ämtern Verſtand und Treue wichtig und weithin wirkend. Fritz Kurz war ſich klar darüber und ſchuſterte dementſprechend. Und weil er gewöhnt war, mit den ſtillen Dingen ſich zu verſtändigen, ſo ging kein Stiefel aus ſeinen Händen, der nicht gewußt hätte, was er zu tun und zu verantworten hatte.

Auf dieſe Weiſe kam der Mann gut aus mit der Arbeit, die ihm daheim oft eine ſo kleinliche, ſchadenfrohe, nörgelnde und zu jedem Schabernack fähige Feindin geweſen war. Auf ſeinem Werktiſch, in der kleinen Lade die ihm zu eigen gehörte, lag, welk und verſchrumpft, das Blütenzweiglein von daheim. Manchmal lebte es auf, ſtach dem Fritz in die Augen, als ſei es friſch und grün und ſprach von ſtillen, einſamen Wegen, vom Bahndamm draußen am Garten, von den blitzenden Schienenſträngen und den morgenfeuchten Schwellen, auf denen Bachſtelzen mit den Schwänzen wippten.

Oft kam da, wie eine fliegende Hitze, die Lüſternheit nach daheim über den Schuſternden und wollte ihm Pfriemen und Ahle aus den Händen winden. Aber die roten Bieſen, die er an ſeinen Hoſen trug und das emſige Gehämmer um ihn her brachten ihm zum Bewußtſein, daß er eingereiht war und nicht ſo ohne weiteres aus der Kette brechen konnte. Und dem Eigenbröteligen und Einſamen war es in aller ſcheuen Verſchwiegenheit oft ein Hochgefühl, daß er zu einem ſo großen Ganzen gehörte. Mit den

Kameraden ſtand er gut, denn ſie hatten nicht, wie früher die Dorfgenoſſen, tauſenderlei auszuſetzen an ſeinem Leben. Er nähte und hämmerte wie ſie, und manchmal, wenn er einen rechten Stiefel in der Arbeit hatte, machte ſein Nebenmann am Werktiſch den linken dazu oder umgekehrt. Das gab ein Band zwiſchen den Männern, denn Fritz umfaßte, während er an einem Stiefel nagelte und ſteppte, immer mit ſtiller Sorge auch den dazugehörigen Kameraden. Was half's, wenn er alle Sorgfalt an das Werk ſeiner Hände wandte, und der Partner war nachher ein lederner Taugenichts, eine ſchnöde Mißgeburt, ein Stiefel ohne Eigenart und Einſicht! Der Feldgraue, der das ungleiche Paar danach erwiſchte, würde doch in Bauſch und Bogen ſeine Stiefel verdammen und dem Schuſter fluchen. So mußte Fritz Kurz aus der Sorge um ſein Werk heraus auch für die Werke der andern beſorgt ſein. Aber er war es auf eine ſo beſcheidene und faſt ſcheue Weiſe, daß die Kameraden es ſelten merkten, denn ſie waren auf eine andere Tonart eingeſtellt.

Oft klang in das Gehämmer der Werkſtatt jubelndes Siegesgeläute, das durch die klare, herbſtliche Luft herüberzog von den Türmen der Stadt.

Dann ſangen die Schuſter die Wacht am Rhein, und der Feldwebel rauchte am ſelbigen Tag Zigaretten.

Aber Fritz Kurz blieb dann ſtill und hämmerte emſiger. Denn er war es gewohnt, wenn eine Freude in ihm hochkam, die Türe hinter ſich zuzumachen und hinauszugehen an den Bahndamm bei ſeinem Garten und dort zu warten, was etwa weiter geſchehen möchte in der aufgerührten, frohen Seele. Auf ſolche Art aber konnte er jetzt beim Kommiß die Feſte unmöglich feiern. Deshalb verſtummte er bei jedem Siegesjubel, war benommen, hilflos und wirbelig, ſo daß er nur hämmern konnte. Und ein Heimweh wachte dann jedesmal in ihm auf, ein Unbehagen, als ſei er an einem verbotenen Ort und der Boden brenne ihm unter den Füßen. Denn die von des Schuſters Art, die können wohl alles andere überall tun; aber freuen können ſie ſich nur in ihrer Heimat. Die Werkſtattgenoſſen aber deuteten ſich die Sache ſo, daß ſie ſagten, weil der

Kurz keinen Menschen draußen habe im Feld, deshalb gehe ihm nichts zu Herzen, das sei immer so und nicht zum Verwundern. Der Schuster aber glaubte zuletzt selber, daß er immer noch keinen richtigen Anteil habe an der Sache. Drückend, ermüdend legte sich das auf ihn. Weil ihm die Gabe versagt war, das Schwere in hundert Stücke zu zerschwatzen, kam es oft wuchtig über ihn her und machte ihn mürb und elend.

Einmal in der Dämmerung ging er zum Feldwebel. Es war ein Tag mit Glockenläuten gewesen, und der Hochmögende rauchte Zigaretten.

Fritz Kurz stand stramm. Sein bleiches, scharfes Gesicht stach heraus aus der letzten verschwimmenden Helle. Und er fragte mit leiser aber fester Stimme, ob er nicht den Herrn Feldwebel bitten dürfe, daß der ihm doch noch verhelfe zum Hinauskommen.

Der Gefragte grinste. „Kerl," sagte er, „Sie könnten mein Großvater sein. Was wollen Sie denn draußen? — "

Diese Art zu fragen aber war dem Schuhmacher wie ein Kübel Wasser über den Kopf. Er schnappte betäubt und stammelte: „Dabei sein."

Der Feldwebel wollte schon anfangen zu lachen, da sah er in des Mannes Augen, die aus dem Dämmer glänzten. Sie mögen ihm ein Licht aufgesteckt haben, oder war ihm das Hirn klar vom Zigarettenrauchen? „Mann," sagte er und warf mit einer Herrengeste den ausgerauchten Stummel durchs offene Fenster, „Mann, es ist jeder dabei, der seine Kraft daransetzt." Und mit einem Atemzug, als wolle er zu einer Volksrede ausholen, fuhr er fort: „Jeder Stiefel, den wir abliefern, tut draußen Dienst für uns und hilft an den Siegen mit. Heut waren zwei Bataillone von uns dabei." Er reckte sich und zündete sich eine neue Zigarette an und winkte großartig dem Schuster, daß er entlassen sei. Der machte kehrt. Ein wenig schwerfällig und unmilitärisch, denn es war bei des Feldwebels Rede etwas in ihn gefahren, ein Gedanke, der gleich mit Wucht in ihm zu arbeiten anfing. In der Nacht darauf ließ er ihn ausreifen. Eine ganz einfache Sache war es; aber draufkommen mußte man.

In der Woche danach hat Fritz Kurz nicht wahllos und unbedenklich bald an einem rechten, bald an einem linken Stiefel gearbeitet. Zwei regelrechte Paare hat er gefertigt. Eines etwas größer als das andere. Und er hat sie gezeichnet mit einem Zeichen und an einer Stelle, davon nur er wußte. Das eine Paar aber war für ihn und das andere für seinen Buben, der jetzt dabei gewesen wäre, wenn das kleine Särglein nicht dazwischen stünde.

Vielleicht sind nie Kommißstiefel von solcher Arbeit an die Kammer abgeliefert worden. Aber niemand achtete darauf, niemand mußte darum.

Wie ein Dieb, der die beste Einbruchsgelegenheit erspähen will, so umschnüffelte und umschlich in der nächsten Zeit Fritz Kurz die Stiefelkammer und alles was darin verstaut und daraus abgeliefert wurde. Er, der einwärts Gerichtete, bekam lauernde, scharfe Augen, wurde findig, unverfroren, verschlagen. Er mischte sich keck in Dinge, die ihn seither nie bekümmert hatten und eigentlich auch nichts angingen, und eines Tages hatte er die untrügliche Gewißheit, daß die zwei Stiefelpaare ins Feld kamen. Hinüber nach dem Osten.

Die Regimentsnummer, das Bataillon, die Kompagnie wußte er, in der die Stiefel an den Füßen von Ersatzmannschaften marschierten. Nun war der Krieg sein Krieg, nun hatte er jemand dabei.

Man kann nicht sagen, daß er emsiger gehämmert hätte von da an. Ist es doch auch eine schwierige Sache, mit den Händen an der Arbeit auf der Budike hinter der Kaserne zu sein und derweil durch Polen zu marschieren. Aber Fritz Kurz schaffte es in aller Stille. Und sein Bub, — so jung er war — man muß sagen, daß er seine Sache recht machte. Dem Vater ging das Herz auf, wenn er vor sich im Spätherbstnebel, im rieselnden grauen Regen, im kalten, schneidenden Wind seinen Sohn marschieren sah in gleichem Schritt und Tritt mit Hunderten, Tausenden von feldgrauen, wetterharten Männern, die wie eine dumpfrauschende Woge sich vorwärtswälzten gegen den Feind.

Also so hatte es sich ausgewachsen, das Büblein mit dem gelassenen Ernst in dem kleinen Wachsgesicht? So

war es jetzt geworden! Fritz Kurz nickte vor sich hin. Damals schon, als sein junges, ewig keifendes Weib hinter der verheulten Schürze hervor nicht still sein konnte neben dem kleinen Sarg, damals schon hatte ihm geschwant, daß dieses Kind nicht einfach ausgelöscht oder so etwas wie ein gemaltes Engelein geworden sein konnte. Ein starkes Leben, eine stille Kraft hatte damals aus dem toten Büblein gestrahlt, von dem die Mutter meinte, es sei aus Faulheit gestorben. Der Schuster fuhr mit der Ahle in die Luft, als müsse er eine Wespe scheuchen. Das ewige Schwatzen! Statt daß der Mensch einmal horchte, still war und wartete! Es wird aus allen Dingen etwas, wenn man wartet. Das hatte schon die Großmutter gesagt, die manchmal das Salz zu der Suppe nicht kaufen konnte und doch austeilte, wo sie ging und stand.

Wenn jetzt Berichte kamen von drüben, wenn alle lauschten und aufmerkten, dann lächelte Fritz Kurz leise und verstohlen und dachte: ‚Das hätte ich euch alles auch sagen können, denn ich war dabei.‘ Er war dabei, wenn über die von den Russen zerstörten polnischen Dörfer die grelle Spätherbstsonne letzte Flammen lodern ließ, als stünde das ganze unselige Land in Brand. Die grundlosen Straßen kannte er, zwischen den zertrampelten, zerwühlten, zerschossenen Äckern hin, Straßen, auf denen jeder Schritt Mühsal war und Schwere, und die dennoch vorwärts tragen und vorwärts führen mußten, dem Sieg entgegen. Was wäre geworden, wenn bei solchen Straßen die deutschen Füße nicht in deutschen Stiefeln steckten? —

Seinem Buben, dort in der ersten Kompagnie, sah Fritz Kurz auf die Füße. Das Herz lachte ihm im Leib, wie sicher, fest und leicht der Tritt war in dem gezeichneten Stiefelpaar. — Dann, im Dezember, als dort drüben statt eines ehrlichen und reinlichen Winters das nasse, undurchdringliche, dunkle Nebelwetter war, in dem Freund und Feind stumpf und unsicher nacheinander tasteten, oder dahinirrten, als könne der nächste Schritt aus der Welt hinausführen ins Bodenlose, da geschah's, daß Fritz Kurz sich eine furchtbare Erkältung holte. Er wunderte sich. Seine Stiefel, sagte er zu den Kameraden, seien doch gut

und wasserdicht, und was die andern aushalten, das sollte er doch auch aushalten.

Die Schuster auf der Stube lachten. „Kerl," sagten sie, „du hockst immer zu nah' am warmen Ofen und liest zuviel Zeitung, das macht den stärksten Mann kaput."

Fritz Kurz sagte nichts darüber. Sie konnten ja nicht wissen, daß er draußen war bei der ersten Kompagnie und daß die Unterstände voll Wasser, die Gräben voll Schlamm, ach, — und jetzt auf einmal auch voll Blut waren. —

Man brachte Fritz Kurz ins Revier und dann ins Lazarett. Er hatte hohes Fieber und wähnte sich Tag und Nacht draußen im Osten, in Schützengräben voll Eiswassers und warmen Bluts, durch das er hindurchwatete mit guten, wasserdichten Stiefeln, seinen Sohn zu suchen, der gefallen war und aus dessen Wunde das warme Blut floß. Und dabei wußte man, daß der Schuster ein Einschichtiger war, der keinen Sohn hatte und nie Soldat gewesen war.

Manchmal kam der eine oder der andere der Militärschuster ins Lazarett, nach dem Kameraden zu sehen. Sie hatten ihn alle gern gehabt, wenn er auch ein wenig still, ein wenig sonderbar, ja vielleicht ein wenig verdreht gewesen war.

Es war ein Verwundern unter den Männern, daß gerade er, der sich nie viel um den Krieg bekümmert hatte, weil ihm ja niemand draußen stand, daß er jetzt im Fieberwahn nichts anderes vor sich sah, als Krieg. Und er der Hocker, der den hageren Kopf immer vornüberhängte, sei's über die Arbeit, sei's über die Zeitung, er machte im Fieber die ungeheuerlichsten Märsche, oder er sah marschierende Füße, hunderte, tausende, in Stiefeln, die er gemacht hatte. Wenn dann die Glut in dem kranken Kopf zunahm, dann konnte es geschehen, daß es lauter linke Stiefel waren oder lauter rechte, dieweil die Kameraden, die die Partner hätten machen sollen, nicht aufgepaßt hatten. Ungebärdig, ja wild wurde dann der Kranke, bis ihn ein Wärter ins laue Bad steckte oder ihm den Kopf in kühle Wickel packte.

Auf den Schemel des kranken Schusters kam ein anderer Mann. Die Zeit war nicht dazu angetan, entstandene

Lücken lange offen zu lassen. Und auch im Gedächtnis der Kameraden versank der Stille. Sie hämmerten über ihn hinweg, die Nähmaschinen rasselten, und der Nachfolger des fast Vergessenen warf achtlos das dürre Zweiglein Wegwart aus der kleinen Lade auf dem Werktisch. So war des Schusters Spur getilgt.

Zwei Monde lang wußte der Stabsarzt nicht, was aus der Krankheit des hageren Mannes werden wollte. Eine schwere Lungenentzündung hieß es zuerst, und dann war die Glut auch im Hirn, die Augen wurden starr und blicklos, als schluckten sie nicht mehr die Dinge dieser Sichtbarkeit.

„Wenn der Mann durchkommt," sagten die Wärter „dann hat er seinen Verstand nicht mehr." Und sie mühten sich — wahrscheinlich aus Mitleid — nicht bis aufs Äußerste um diesen Kranken. Aber das war vielleicht dessen Rettung. Denn Fritz Kurz, um den sich, seit seine Großmutter tot war, eigentlich nie ein Mensch richtig gekümmert und gemüht hatte, fand sich besser zurecht, wenn man ihn allein machen ließ. Den Verwirrten, den Fieberglühenden, den sie daheim kurzweg den Faulenzer zu nennen pflegten, den nahm die beste Arbeit, die er je geleistet, an der Hand und führte ihn durch die Wasser der Trübsal. Wärter und Ärzte hielten es für den stehenden Wahn seiner Krankheit, daß er immer wieder von seinen guten, festen Stiefeln sprach, die doppelte Nähte hatten und ein kleines eingestepptes Kreuzlein am Schaft, die kein Wasser durchließen und ihn vor Krankheit bewahrten. Man horchte nicht mehr nach dem wirren Fiebergerede. Und mittlerweile trugen diese Stiefel doch den Mann aus dem Elend heraus und der Genesung entgegen.

Im Februar, an einem Morgen, als sich die Nebel über dem Städtlein ballten, und die Sonne als eine rote Scheibe auf das Gewoge herunterschaute, tat Fritz Kurz zum erstenmal wieder seine Augen hell auf wie ein sehender Mensch. Was er sah, waren vier eiserne Bettstellen in einer Reihe, vier schmale, gelbgestrichene Schränke, vier Stühle und vier dicke Brummfliegen am Fenster.

Da fing er an, sich in dieser Welt zurechtzusuchen und

zurechtzufinden, und es war ihm eine wohlige Genugtuung, daß er ausrechnen konnte, daß auf jedes Bett ein Schrank, ein Stuhl und eine Fliege käme. Wie ein Mensch, der nach schwerer Krankheit wieder das Gehen lernen muß und nun trippelnde Schritte tut mit ängstlich ausgestreckten Händen, so war des Schusters müder Geist. Und darum war das stille Freuen in dem Mann, als ein Schrittlein gelungen war. Er wurde kühner und fing an, nachzudenken, was denn eigentlich mit ihm vorgegangen sei. Da kam langsam alles wieder herauf, vom Anfang des Krieges an bis jetzt.

Aber merkwürdig rund, merkwürdig losgelöst war alles. So, daß der Mann das Gewesene still und froh von oben herunter überblicken, sichten und in ganzer Gestalt erkennen konnte. Er wußte wieder von jenem Zwicken im Gewissen, das ihn befallen hatte, als die Ausrückenden an seinem Werkstattfenster vorüberschritten; wußte, wie er sich als Kriegsfreiwilliger stellte und dann den Herrgott bat, ihm doch auch ein Plätzlein zu gönnen bei dem Großen, das in der Welt geschah. Die Einstellung bei den Militärschustern fiel ihm wieder ein, und sein stummes Sorgen, daß alle die Stiefelpaare so würden, daß man es verantworten konnte vor dem Vaterland.

Dann das immerwährende quälende Ungenügen, als ob all das Hämmern und Nähen doch noch nicht das Rechte wäre. Dazwischen das Heimweh, das brennende Hinausverlangen in die Einsamkeit, in die vertraute eigene Welt, von der niemand wußte. Darauf der Tag beim Feldwebel, als mit dem ausgebrannten Stummel, den der hohe Herr durchs Fenster warf, der Brand in die Seele fuhr, der jähe Gedanke von den zwei Stiefelpaaren. — Still und ernst lag der Schuster in seinem Bett. Von der hohen, klaren Warte her, auf der er jetzt stand und herniederschaute, sah er gut, daß damals eigentlich seine Krankheit angefangen hatte. Er begriff auch, daß das ungewohnte, andauernde Sitzen, das beständige Unter-Menschen-sein die seltsame Verfärbung brachte in seinen klaren Lebensstrom, die, als sie zunahm und dunkler wurde, Fieber und Krankheit hieß.

Wohlig, müd, wissend lag der Mann. Auch die Geschichte mit seinem Buben, der immerfort in der ersten Kompagnie marschierte und dann im Schützengraben verblutete, auch diese Geschichte sah er jetzt von oben und verstand sie. Der Bub, ja — dabei war der sicherlich! Denn ein Kindlein, daß so ernst und gelassen und mit solch zuversichtlichen Augen in seinem Särglein liegt, sich an kein Heulen, kein Schwatzen, kein Getue ringsum kehrt und schweigend auf seinem Standpunkt bleibt, das wird ein Mann in jedem Land, auch in dem unbekannten, das erst hinter der dunklen Türe sich auftut. Aber nicht in Stiefeln aus einer irdischen Montierungskammer ist dann ein solcher dabei. Der Genesende lächelte ob seiner unbegreiflichen, schwerfälligen Torheit, die ihn durch soviel Mühe und Wahn hindurchgehetzt hatte, wo doch alles so einfach lag für ihn und seinen Buben.

Aber daß jene zwei Stiefelpaare mit den heimlich eingesteppten Kreuzlein an den Schäften draußen mitmarschierten, das freute den Mann doch im Innersten. Das war und blieb sein verborgener Anteil am Krieg, an der Not und an der Herrlichkeit des Vaterlandes. Er schloß die Augen, freute sich und sann, bis ihm seine Gedanken wieder aus der Hand kamen, daß er sie nicht mehr lenken konnte. So geriet er wieder in sein fernes Regiment, litt und stritt mit seinem Buben zusammen und hörte den Donner der Geschütze in der Ferne dröhnen.

Dann aber mischte sich in diesen Donner etwas, was er in Polen nie gehört hatte. Große Glocken läuteten, Kirchenglocken. Klar, tief, machtvoll kam ihr Klang über das nebelverhangene, kalte Land daher.

Fritz Kurz riß die Augen auf bei dem gewaltigen Ton. Er hatte einen Schrecken in sich und zugleich ein Glück ohnegleichen. Wie wenn die Heimat mit erzen tönendem Schritt sich aufgemacht hätte und über Berge und Täler her zu ihm in die dunkle Fremde gezogen käme, ihn zu grüßen und zu rufen. Er wollte ihr ein heißes Wort der Liebe entgegenschreien und richtete sich auf. Zum erstenmal nach vielen Wochen. Es rieselte ihm salzig über die Backen. Ein Wärter trat durch die Türe, verwunderte sich hoch

und meinte mit Lachen: „Das macht gesund, Kurz, das Böllern und das Siegläuten. Das hilft besser als Mixturen.“ Und er fing mit seiner etwas heiseren Stimme zu erzählen an von vielen Tausenden von gefangenen Russen und erbeuteten Geschützen.

Der Schuster legte sich zurück und lauschte. Dabei sah er hinaus zu dem roten Sonnenball hinter dem Nebelgewoge, der mehr und mehr unter sich drückte, was den Glanz verhüllen wollte.

Und es war ihm, als ob Gott im Himmel damit ein Bild schaffe zu dem Text des Erzählenden. Eine große Ehrfurcht und Andacht kam über seine Seele, ein wartendes, stilles Hinausschauen in eine unbegreifliche Weite und Tiefe, wie er es manchmal daheim verspürt hatte, wenn er in schweigender Gottesfrühe draußen stand und dem glitzernden Schienenband entlang in die Ferne schaute.

Als der Wärter fertig war mit Erzählen und herantrat, des Schusters Bett zu schütteln, da lag der und hatte so fremde, glänzende Augen und jene merkwürdige Helle um die Stirne, die auf denen liegt, die durch ein Spältlein in die Ewigkeit gesehen haben.

‚Der treibt's nicht mehr lang,‘ dachte der geschäftige Mann bei sich, und er tat aus einer mitleidigen Wallung heraus zu den gefangenen Russen und erbeuteten Geschützen verschiedene Tausend hinzu und bauschte den Sieg noch weidlich auf mit Ausblicken und Folgerungen.

Fritz Kurz aber dachte in seiner wissenden und lächelnden Seele, es sei nichts so groß und wunderbarlich auf der Welt, die Menschen müßten ein kleines, baumelndes Schwänzlein von ihrem Eigenen darankleben, sonst freue sie's nicht. Und er unterbrach des Geschwätzigen Rede mit der leisen Frage, welche Regimenter den Sieg erstritten hätten? Der Wärter wußte es nicht. Aber er wußte die Nummer, die in den Fieberträumen des Kranken immer eine Rolle gespielt hatte, und er nannte sie.

Da nickte der Schuster und schloß die Augen. Die er gemacht hatte, jene Stiefel mit den Kreuzchen, die waren dabei gewesen in dieser winterlichen Riesenschlacht. Es kam ein Frieden über ihn, eine wohlige Müdigkeit, wie

nach vollbrachtem schweren Werk, und er tat einen langen, tiefen Genesungsschlaf. —

Als man Fritz Kurz aus dem Lazarett entließ, war er ein langes Knochengestell mit einem eckigen Kopf, in dem zwei große Augen in tiefen Höhlen lagen. Man schickte ihn nach Haus. Der Stabsarzt sagte, er habe die Kraft nicht mehr, um für die Kammer zu arbeiten, er könne sich am besten daheim erholen.

Der Schuster war es zufrieden. Ihm kam es vor, als hätte er damals, indem er sich als Freiwilliger meldete, einen zwar gutgemeinten aber doch überzwerchen Schritt getan, der nur Unordnung gebracht hatte in einen vorher geordneten Gang aller Dinge. Der Strudel jener wirbeligen Zeit hatte ihn mitgerissen, daß er Gelassenheit und Überblick verloren und gemeint hatte, mit den Wölfen heulen zu müssen. Nun aber war durch die lange Krankheit wieder alles geklärt und ins rechte Gleis gerückt. Still und gleichmütig zog er ein in sein lange verlassen gewesenes Häuslein und nahm sein Leben wieder da auf, wo er es damals abgebrochen hatte.

Die Weiber im Dorf entsetzten sich zuerst über sein Aussehen. Bis sie sich dran gewöhnt hatten. Dann lachten sie und meinten, die Arbeit sei ihm schlecht bekommen, drum sei er jetzt fauler als je; es müsse jeder selbst herausfinden, was ihm gut tue.

Sie trieben ihr Ackerwerk an ihrer feldgrauen Männer Statt. Der Schuster aber hatte im neuen Sommer wieder sein altes Wesen am Bahndamm. Und doch nicht mehr ganz das alte. Zwar blühten die Wegwarten wieder wie sonst, und er setzte sich gerne neben sie auf die Schwellen, wenn der verhaßte Bahnwärter nicht um den Weg war. Auch kamen sie ihm wieder verwandt und bekannt vor, und er mußte an seine Großmutter denken. Aber es ist eben doch anders, wenn man nur so hinwartet, einem Unbestimmten, Unumrissenen entgegen, als wenn man weiß, daß zwei Paar Stiefel mit Kreuzen an den Schäften in Rußland drüben fürs Vaterland streiten helfen um Sieg und Frieden. Und es ist etwas anderes, einem Sonntagmorgenzug entgegenzuschauen, aus dem ein paar fremde

Gesichter gleichgültig in den Tag blicken, oder einem Soldatenzug, an dessen Wagenwände Kreidesprüche geschrieben sind, und aus dem die blumengeschmückten Feldgrauen winken und johlen, wenn sie nicht still ins blühende Land schauen, als wüßten sie, daß sie es zum letztenmal unter dieser Sonne grüßen. Diese Stillen aber, die sahen zumeist seinem Buben gleich.

Und dann kamen noch Züge, lange, schwere, langsamfahrende. Rote Kreuze hatten sie aufgemalt, und manchmal blickte ein blasses Gesicht, winkte eine magere Hand heraus. Dem Schuster brannten die Augen in den Höhlen, wenn er diesen Zügen nachschaute. Trug von denen da drinnen vielleicht einer die gezeichneten Stiefel an den Füßen? Aber sie lagen ja alle in weißen Betten, die man deutlich sah bei der langsamen Vorüberfahrt. Wo hatten sie wohl ihre Stiefel gelassen?

So waren es brennende Fragen und bohrende Gedanken, die den hageren Mann nicht zu der alten Ruhe und Gelassenheit kommen ließen, wenn dies äußerlich auch verborgen blieb. Es hat keiner ungestraft Anteil an einem ganz Großen und Ungeheuerlichen. Und als Fritz Kurz von einem verwundet gewesenen Urlauber im Dorf auf seine Frage erfuhr, daß man den Toten und den Schwerverletzten die Stiefel abnimmt und bei der Kompagnie behält für weitere Verwendung, da wußte er, daß es sein Los war, den ganzen Krieg bis zum letzten Schuß und Stoß mitzumachen, mitzuleben, mitzuleiden; denn seine Stiefel hielten durch, deß war er sicher. Ein schwerer Atemzug hob ihm die Brust, und aus seinen glänzenden Augen in den Knochentiefen brach ein scheues, stolzes Leuchten. Der feldgraue Urlauber aber fragte mit Lachen: „Wird dir's Angst, man hole dich wieder, weil es an Stiefeln fehlen könnte?"

Es lachten auch die umstehenden Weiber, und selbst der Schuster verzog den Mund, denn er dachte, des Urlaubers höhnende Frage sei wieder so ein Schwänzlein, das Menschen nun einmal überall anhängen müssen, damit eine Sache sie freuen könne. Schweigend und lächelnd schritt er von dannen.

Geſchenkſtrophen

Von

Ernſt Liſſauer

Mit einem Adventleuchter

(Für Frau F. S.)

Auf dem Thüringer Tannenſtamme
Zwiſchen Kienäpfeln und grünem Geäſt,
Fünf holde Vögel hocken im Neſt,
Mit blanken Federn Flamme bei Flamme,
Schwalben vom Firmament,
Singen Advent.

Als die Blaue Abſchied nahm,
War Mariä Geburt,
Als die Goldne herniederkam,
War Chriſti Geburt.

Sie legen fleißig blinkende Eier,
Die Jungen entſchlüpfen mit ſchimmerndem Flaum;
Lichtſchwalben niſten zur Weihnachtsfeier
Über und über im heiligen Baum.

Mit Altdorfers „Ruhe auf der Flucht“

Als Maria entfloh dem Mord des Herodes,
Vergaß ſie in der Flucht des Todes
Eine Landkart' zu nehmen mit den Reiſeſachen,
So mußte ſie einen Umweg machen
Und dies ſchildert nun Meiſter Altdorfers Werk:
Die Madonna raſtet in Nürenberg.

Mit einem Bilde vom Zwinger zu Dresden

Pfeiler und Simſe mouſſieren wie Wein,
Sieh, es lacht der Stein!

Einer alten Dame mit einem Buche „Tiefurt“

Ich dachte mir, du weißt Beſcheid
Von alters her in der Gemarke.
Urtanten aus der Goethezeit
Spuken in dieſem Parke.

Mit einem Bilde vom Leipziger Hauptbahnhof

Langhin rollen, droben und drunten, Ströme von Eiſen,
Hochhin fährt das Gewölb — tief ſtrahlt Gleiten von Gleiſen.
Wieder erſteht in Pfeilern und Bögen der Dom, drin ſich Gott offenbart;
Züge ſchallen den Chor, Erzrauch iſt Gottrauch, Lobſang die eherne Fahrt.

Mit einem Bilde aus dem alten Berlin

Unſre Geſchichte: Schlüter und Schinkel;
Beginnt um 1700 herum.
Dies iſt ein vorgeſchichtlicher Winkel:
(Berliniſch Antediluvium).

Mit einem Werk über Bach

Raſtlos ſtrömend ſchuf er täglich: Air, Toccate, Gigue, Kantate,
Aller Alltag war ihm Sonntag: Sonntag Jubilate.

Mit einem Roſenſtrauch

Dunkle Roſen, ein roter Tuſch.
Das alte Wunder: Der brennende Buſch.

Michael Jablonskis seltsames Schicksal

Novelle von Karl Hans Strobl

Als der Leutnant Kirschbaum das Kriegspressequartier verließ, um wieder an die Front zu gehen, standen etwa zwanzig Mann unserer Bedeckungskompagnie auf dem kleinen Bahnhof. Sie gaben ihrem Leutnant den Abschied. Ihre Schuhe waren von dem Marsch auf der staubigen Straße ganz weiß, denn der Bahnhof liegt unbegreiflich weit vom Ort, und man muß ein Stück flußabwärts gehen, muß dann auf einer Brücke, die immer knöcheltief mit Staub bedeckt ist, über den Fluß setzen und auf dem anderen Ufer doppelt so weit im Staub flußabwärts waten. Die Schuhe waren also weiß, die Gesichter rot und braun gebrannt und die Blusen voller Risse und Flecke; nach zehn Monaten nutzt der Krieg auch jener Leute Inneres und Äußeres ab, die nicht gerade tagaus, tagein im Schützengraben liegen.

Der Schnellzug kam schwarz und hastig heran, die Schaffner riefen den Namen der Station aus und schlugen die Türen gegen die Wagenwände. Es gab eine Minute Aufenthalt. Während dieser Minute richtete der Leutnant einige Worte an die Mannschaft, die sich zu straffer Haltung aufgerichtet hatte und die Hände an die Hosen hielt. Dann stieg der Offizier ein, und während er noch grüßend und winkend am Fenster stand, hoben die Soldaten die braunen, lederhäutigen Hände zum Salut an den Mützenrand.

Der Zug fuhr ab. Sogleich löste sich die soldatische Ordnung, und die Mannschaft schob sich durcheinander, indem sie dem Ausgange zudrängte. Nur ein ganz junger Bursche stand noch, sah dem Zug nach und schien nicht darauf bedacht, den Bahnsteig möglichst rasch zu verlassen.

Die militärische Uniform hat sonst die Eigenschaft, alle ihre Träger auf ein gewisses mittleres Alter zu bringen.

Sie macht die Jugend älter aussehen als sie ist und setzt reifere Männer in den Jahren herab — wenn sie es nicht etwa durch einen Vollbart darauf anlegen, ihre Würdigkeit ersichtlich zu machen. Über dieses jungen Menschen Alter aber vermochte die Uniform nicht zu täuschen, man sah deutlich genug, daß er noch ein halbes Kind war. Sein bildhübsches Bubengesicht war beinahe noch mädchenzart, und eine breite, schwarze Binde, die sich über das linke Auge zog, wollte gar nicht zu den weichen, noch ungeprägten Zügen passen. Das rechte Auge aber war dafür ein Wunder von Licht und Ausdruck. Die blaue Iris lag nur wie ein schmaler Reifen um eine unergründlich tiefe Pupille, die soweit aufgetan schien, um alle diese Fülle von Welt in sich flutend aufnehmen zu können und nicht nur die eigene, sondern auch zugleich die Arbeit des anderen Auges zu leisten.

Der junge Mensch war erst sechzehn Jahre alt, ein Pole, namens Michael Jablonski, und seine Geschichte ist folgende:

Nach dem Austritt aus der Schule, mit vierzehn Jahren, war er von seinem Vater, dem Tischler Jablonski, einem Photographen in die Lehre gegeben worden, und Michael fand sich in seinen Beruf, ohne Neigung und ohne Abneigung, ohne Angst, daß etwas mißraten könnte und ohne überschwengliche Hoffnungen. Nachdem einmal die erste Neugierde für die Heimlichkeiten des lichtbildnerischen Gewerbes, für das Gebaren in der Dunkelkammer und das rätselhafte Hervorwachsen der Menschengesichter im roten Licht, vor der Gewöhnung zurückgetreten war, sah er sein künftiges Leben gleichsam als eine unendliche Kette solcher fremden Mienen und Köpfe vor sich, die wie die Bilder einer Filmrolle aneinanderhingen. Daß sein Lehrmeister ein brutaler Mensch war, dessen säuselnde Liebenswürdigkeit im Verkehr mit Kunden beim Umgang mit seinen Angestellten von einem mürrischen Geknurr oder wüstem Gebell abgelöst wurde, verschlug Michael nichts weiter, denn viel anders waren die Formen in der Tischlerwerkstatt seines Vaters auch nicht. Er fügte sich also ohne Widerstand, nahm Zorngegeifer oder Mißhandlungen wegen

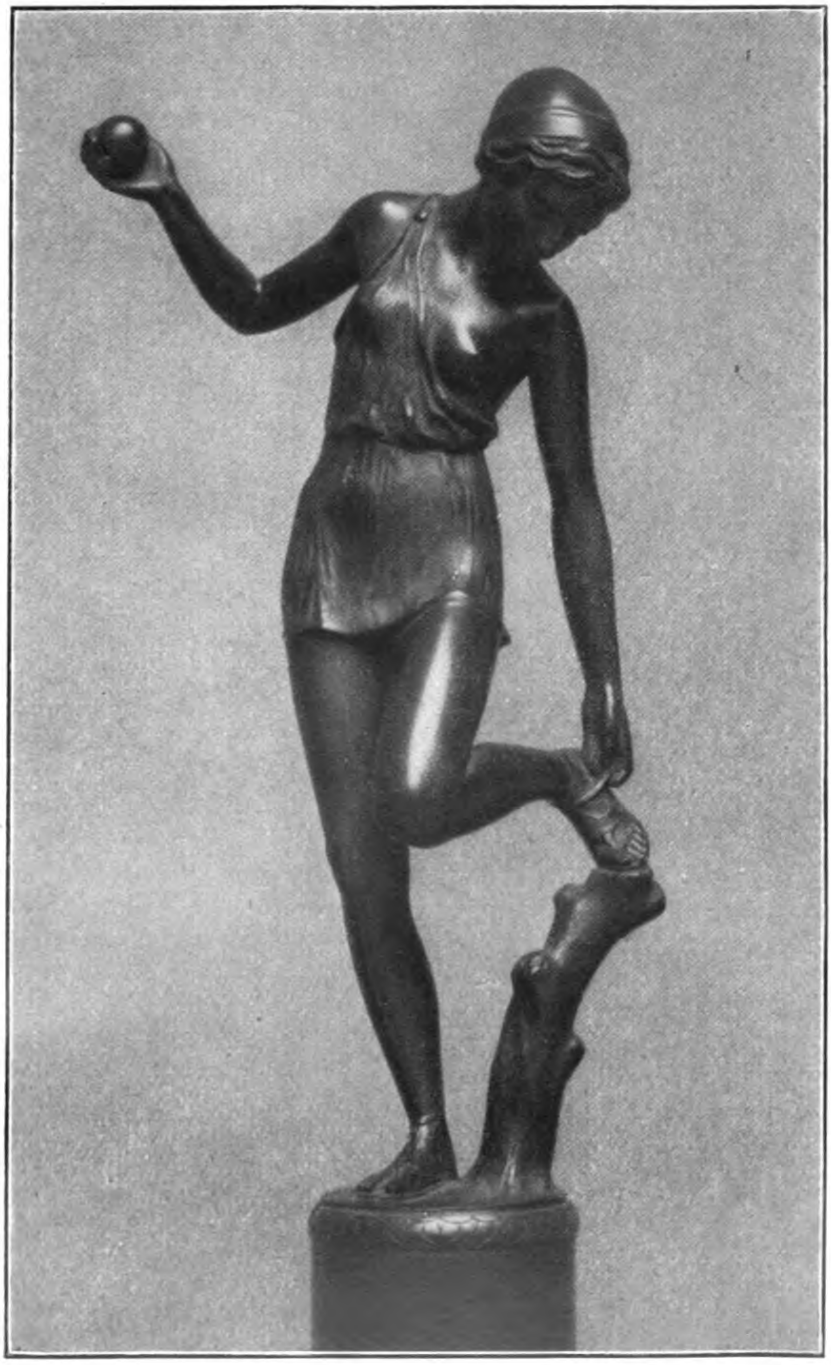
begangener Ungeschicklichkeiten ruhig hin und dachte nur, es müsse wohl so zur Weltordnung gehören.

Das wurde alles anders, als eines Tages die Frau Bürgermeisterin auf den Einfall kam, ihren Gatten mit dem Bilde ihres fünfzehnjährigen Töchterleins Hella zu überraschen. Sie zog also dem Kinde das neue Sommerkleid an und begab sich mit ihm zum Photographen. Michael hielt eben eine braune Flasche Fixiernatron in Händen, um durch kräftiges Schütteln die Lösung des Salzes zu beschleunigen, als etwas Himmelblaues zur Tür hereinschwebte, als wäre ein Stück Sommerhimmel herabgekommen und begnade die Erde mit einem Besuche. Die gedrungene, fest zusammengebackene Mama, die dieses hellen Wunders irdische Herkunft allzu deutlich erwies, fand bei Michael keine Beachtung, um so mehr bei seinem Lehrherrn, der sogleich vor der Frau Bürgermeisterin seine schönsten Kratzfüße und Bücklinge auszuführen begann. Die himmlische Viertelstunde Kleiderzupfens, Haarerichtens, Probierens, Zurechtstellens und Abblitzens, die nun folgte, verging Michael in seligster Verzücktheit. Seine untergeordnete Tätigkeit, die sich auf das Einrichten des Stativs und auf die Handreichungen beim Plattenwechseln erstreckte, erschien ihm angesichts des freudig und gespannt lächelnden Mädchens so bedeutungsvoll wie eine gottesdienstliche Handlung. Er fragte sich nicht, ob er bemerkt oder übersehen worden sei, er fühlte sich in seinem ganzen Sein und Wesen erhöht und erhellt, und als alles vorüber und das zierliche Geschöpf wieder gegangen war, sank Dämmerung wie graue Asche ins Atelier. Mit einer Weihe ohnegleichen rief Michael noch am selben Tag das Bild des Mädchens ans rote Licht der Dunkelkammer. Es fand sich so wohlgeraten, daß Michael — zum erstenmal in seiner Lehrzeit — sich an den Rechten seines Herrn versündigte und einen Abzug über die Zahl der bestellten anfertigte, den er für sich beiseite brachte. Mit dem Besitz dieses Bildes aber schien ihm der Zustand der Erhöhung und Erweiterung seines Wesens, den er zuerst vor dem Original empfunden hatte, ins dauernde Bewußtsein gerückt und zugleich ein Abstand zwischen ihm und seinem

Lehrherrn aufgetan, daß er dessen Püffe und Schimpfreden nicht mehr ohne inneren Widerstand erdulden wollte. Es dauerte nicht lange, so vermochte er auch eine Abwehr mit Worten nicht zu unterdrücken, so daß der Photograph, über solche Widersetzlichkeit empört, den Tischlermeister wissen ließ, er werde wohl seinen unverschämten Burschen von Sohn nächstens hinauswerfen müssen.

In solchen einigermaßen verworrenen inneren und äußeren Verhältnissen befand sich Michael, als der Krieg ausbrach. An der ungeheueren Erregung, die alle Welt ergriff, hatte Michael wenig Anteil, denn was in ihm vorging, war ihm viel wichtiger als der Zusammenstoß großer Reiche und der Brand Europas.

Indessen waren die großen Schlachten in Galizien geschlagen worden. Österreich hatte sich schützend vor die Tore Deutschlands geworfen und den ersten fürchterlichen Stoß der russischen Heere aufgehalten. Immerhin war die Wucht dieser Riesenarmeen so groß, daß sie durch ihre eigene Schwere noch ein Stück vorwärtsgetrieben wurden und den Angreifer zwangen, zurückzuweichen. Mit einem Male waren die Straßen des galizischen Städtchens voll von Truppen, die in leidlicher Ordnung nach Westen zogen. Bisweilen stauten sich die Wagen in dem Winkelwerk der alten Häuser, und es dauerte eine Weile, bis Rosse und Fuhrwerk wieder entwirrt wurden und der Weg frei gemacht war. Dieser Anblick, den Bürgern fürchterlicher als dem Soldaten, der da weiß, daß die Manneszucht stark genug ist, um jede Verwirrung des Momentes rasch und sicher aufzulösen, brachte die Bewohner der Stadt um ihre Besinnung. Sie glaubten die österreichischen Heere auf der Flucht, begannen mit Wehgeschrei durcheinanderzurennen, klammerten sich an die Offiziere, deren sie habhaft werden konnten, und baten um Gottes willen, sie doch nicht den Russen preiszugeben. Jetzt sahen sich die Behörden gezwungen, einzuschreiten und den Auftrag zu erlassen, die Bürger sollten sich in den Häusern halten und sich nicht auf den Straßen herumtreiben, um den durchmarschierenden Soldaten, den tausenderlei Wagen, den sausenden Automobilen nicht im Wege zu sein. Gerade



Kugelſpielerin
Bildwerk von Heinrrich Wirſing

dieſe Maßregel rief, ſo gut ſie gemeint war, die äußerſte Beſtürzung hervor. Irgendein unbedachter und mit allzu heftiger Phantaſie geſegneter Menſch mochte eine Bemerkung gemacht haben, die lief von Haus zu Haus, und plötzlich widerhallte das ganze Städtchen von dem Geſchrei, ſie ſeien verraten, die Obrigkeit ſei von den Ruſſen beſtochen, ihnen die ganze Einwohnerſchaft vollzählig auszuliefern; man wolle ihre Flucht verhindern.

Da ſtürzten ſie ſich auf ihre Habſeligkeiten, packten, was ſie im Fieber des Augenblicks erreichen konnten und für wertvoll hielten, in Koffer, Säcke und die lächerlichſten Bündel und Pakete und rannten zum Bahnhof. Das Näherkommen des Lärms der Geſchütze, das Aufbrüllen der ſchweren Kanonen, die raſchere Gangart der noch immer durchflutenden Truppen jagten Entſetzen in die verſtörte Menge. Vergebens verſuchten die Bahnbedienſteten Ordnung und Vernunft wieder herzuſtellen, mit Schlägen und Stößen Raum zu ſchaffen, der plötzliche Ausruf irgendeines alten Weibes, daß die Koſaken ſchon am anderen Ende des Ortes eingeritten ſeien, riß den letzten inneren Halt der armen, geängſtigten Menſchen ein, und in einem Nu erfüllte eine wüſte Rauferei den ganzen Bahnhof und die Geleiſe, auf denen der letzte Zug bereitſtand.

Das Getümmel und Geſchrei der verzweifelten Stadt drang endlich auch durch Michaels abſchließende Schichten. Sehr ſonderbar erſchien es ihm, daß die Ruſſen plötzlich da ſein ſollten, die ihm in ſeinen Gedanken bisher ſo weſenlos und ſehr weit entfernt geweſen waren. Sein Vater, der wie eines der harten, alten Bretter war, die er zu Schränken und Truhen verarbeitete, blieb in dem allgemeinen Tumult und trotz des Jammers der Mutter an ſeiner Hobelbank, und kein Strich ging deswegen ſchneller, weil die Ruſſen vor der Stadt waren. Und es klang wie das Knirſchen einer Säge in einem knorrigen Aſt, als er ſagte, wenn die ganze Stadt ausreiße, er denke nicht daran, vor den Ruſſen davonzulaufen.

Der Photograph Beſtmajer, Michaels Lehrherr, ſchien dieſen verachtungsvollen Trotz nicht gehabt zu haben. Denn Michael fand, als er ins Atelier kam, die Türen

offen, alles um- und umgewühlt, die wertvollsten Stücke entfernt, als habe bereits der Feind gegen Bestmajers Hab und Gut gewütet. Während sich Michael noch voll Verwunderung und mit einem leisen Grauen in den übel zugerichteten Räumen umsah, ging seine Hand ganz traumhaft selbstverständlich mit jener Bewegung, die sie in der letzten Zeit angenommen hatte, nach der Tasche, in der er das Bild des Mädchens verwahrte. Er fühlte die Kante des kleinen, steifen Pappstückes, und im selben Augenblick, in dem ihm sein Gefühl diesen Eindruck zum Bewußtsein brachte, ging ein jäher und schneidender Schmerz durch seine Wirbelsäule. Gleich darauf brach es wie ein schwarzer, jagender Sturm über ihn herein: dieses Mädchen war in all das Schreckliche mit hineingerissen, sie war mit den anderen in Gefahr, und auf einmal standen die Bilder des Krieges ganz ungeheuer vor ihm, alle die Greuel, deren Erzählung ihn bisher kaum berührt hatte, reckten fürchterliche Glieder und rissen bluttriefende Mäuler auf.

Ohne einen Augenblick zu überlegen, was zu tun sei, lief er hinaus, drang durch die noch immer von kopflosen und jammernden Menschen erfüllten Straßen, zum Haus des Bürgermeisters und sprang die Treppen hinan. Die Wohnung sah ähnlich aus wie Herrn Bestmajers Atelier, alle Schränke standen offen, Wäsche und Kleider waren herausgezerrt, Gläser lagen zerschellt auf dem Boden, verschüttete Flüssigkeit dunkelte in großen Flecken auf den Teppichen. Michael lief wie ein suchender Hund durch alle Zimmer, die Treppe hinab und geradeswegs zum Bahnhof. Hier war es inzwischen zu einem Sturm auf den Zug gekommen, der schwarz und schnaubend auf den Schienen stand, mit der geringen Anzahl seiner Wagen wie ein Hohn auf diese Woge von Angst und Verzweiflung, die gegen ihn anschlug. Die Menschen durchbrachen die dünne Kette von abwehrenden Wächtern, stürzten auf die Wagen, kletterten übereinander hinweg, schlugen einander ihre Bündel auf die Köpfe, sprangen auf den Rücken ihrer Vordermänner, die sie wie Pferde zu reiten versuchten, hingen wie Schwärme wilder Bienen in Klumpen an den Fenstern, Türen und Treppen. Michael warf sich mit dem

Kopf voran in die Menge, stieß die Arme vor und preßte sich wie ein Keil zwischen den Beinen von Männern und Weibern und an zappelnden, halbzerquetschten Kindern vorbei, bis er die hohe Gestalt des Bürgermeisters erblickte, eines bartlosen Menschen, der auch jetzt noch Versuche machte, die Leute zur Besinnung zu bringen.

Plötzlich zerriß die Luft mit einem fürchterlichen Knall, die ganze Menschenmasse wurde taumelnd hin- und hergedreht, als ob sie einen Stoß empfangen hätte, in der Nähe des Bahnhofs hob sich aus den Häusern eine gelbe und schwarze Wolke, in der allerlei formlose Dinge mitgewirbelt wurden und die, nachdem sie, oben zu einem Schirm oder einer Baumkrone verbreitert, einige Sekunden über den Dächern gestanden hatte, in sich zusammensank. Gleich darauf erfolgte ein zweiter Krach, und an einer anderen Stelle, noch näher dem Bahnhof, stieg eine gleiche Wolke empor, nach deren Zusammenbruch eine Säule schwarzen Qualmes verblieb, die prasselnd und schwankend sich immer höher reckte. Die Russen begannen ihre Geschosse in die Stadt zu werfen.

Mit einem wilden Geheul stürmte die Menge noch einmal gegen die Wagen des Zuges, wie Tiere bissen und krallten sie sich ineinander, rissen einander die Kleider vom Leibe und stießen die Schwächeren von den Trittbrettern unter die Räder.

Michael hatte sich zum Bürgermeister durchgeschlagen, er sah, wie dieser Hella in den Wagen schob und hob und selbst nachdrang. Da für Michael kein Platz zu erzwingen war, schwang er sich auf den Puffer an der Vorderseite des Wagens und hielt sich reitend fest. Gleich darauf begann der Zug zu rollen und lief unter dem wütenden Geschrei der Zurückbleibenden, unter den Verwünschungen der Mütter, die ihre kleinen Kinder hochhielten, aus der Station aus. Die Reihe der Wagen war lang, obwohl sie für alle Flüchtenden nicht ausgereicht hatte, und der Zug kam nur langsam voran. Es gab an jeder Weiche und an jeder Straßenübersetzung Aufenthalt, und indessen schien es, als ob der Feind mit seinen Geschützen dem Zug nachtaste. Man sah, daß die Geschosse immer dichter in die Stadt

zu fallen begannen, und schon standen die schwarzen Qualmsäulen an vielen Stellen zwischen den Häusern. Aber auch längs der Bahnstrecke sprangen die Wirbelbäume der Granaten aus den Äckern, und Schollen flogen über die Wagendächer und die Geleise weg.

Michael umkrampfte seinen Sitz auf dem Puffer mit Beinen und Händen; es war ihm, als müsse er den Zug vorwärts schieben helfen, und wenn er ein wenig ins Rollen kam, wurde sein Herz immer etwas leichter und freier. Gleich darauf aber steckte man wieder irgendwo fest, und vor Michaels Augen drehte sich die Luft zu schwarzen und roten Ringen zusammen. So ging es mit einem Wechsel von Todesangst und Hoffnung weiter, und man war schon über die kleine Ortschaft und die Eisenbahnbrücke hinaus, als plötzlich ein hohes, schrilles Pfeifen in Michaels Kopf entstand und gleich darauf in seiner Nähe ein Schlag mit Krachen und Splittern die Welt zerriß. Durch den fahrenden Zug ging ein Beben, das den auf den Puffern Reitenden fast von seinem Sitz geschleudert hätte, und es hätte des Geschreies, das sich in den Wagen hinter ihm erhob, gar nicht bedurft, um ihm zu verraten, was soeben geschehen war.

Ein Geschoß hatte weiter hinten in den Zug geschlagen. Michael wandte den Kopf und sah auch schon den schwarzen Qualm hervorquellen. Da der Wagen, vor dem er saß, ihm mit breiter Fläche die Aussicht versperrte, konnte er nicht feststellen, welches Glied des langen Zuges getroffen war, soviel aber war gewiß, daß das Herz dieses Zuges, der Wagen, in dem Hella saß, dieser Wagen hinter ihm, unverletzt geblieben war. Michael lehnte sich zurück, fühlte mit dem Rücken Eisen und Holz dieses Wagens und löste, ungeachtet der Gefährlichkeit solches Beginnens, die Hände von seinem Sitz, um zu beiden Seiten die rußige Wand zu streicheln wie die Flanken eines brav gebliebenen Tieres. Inzwischen hatte sich die Fahrt des Zuges erheblich verlangsamt, und es war deutlich zu merken, daß das Unglück weiter hinten das Fortkommen des Ganzen erheblich beeinträchtige, wenn nicht völlig verhinderte.

Michael war sich des neuen Schreckens noch nicht recht

bewußt geworden, als sich die Hintertür des vor ihm rollenden Wagens öffnete und ein Mann auf die Plattform trat. Es war Michaels Lehrherr, der Photograph Bestmajer, und sogleich sah der Junge in den Augen, an den Händen, an dem ganzen Körper dieses Menschen, daß er einen Feind vor sich hatte. Die Erregung war so groß, daß bei keinem ein Erstaunen eintrat, daß keiner für den andern eine Begrüßung hatte. Bestmajer kniete nieder, bückte sich tief und versuchte den schweren Haken, der die beiden Wagen verband, aus seiner Öse zu heben, wobei er Michael zurief, er möge machen, daß er weiterkomme.

„Was wollen Sie hier?“ schrie Michael.

Bestmajer gab keine Antwort, ließ vom Haken ab und begann die große Schraube, die neben dem Haken dem Zusammenschluß der Wagen dient, mit beiden Händen zu drehen. Er stöhnte, wurde blaurot im Gesicht, der Leib bog sich in der Anstrengung zusammen wie ein ausgerungenes Wäschestück. Es war klar, daß der Mann nichts anderes wollte, als den einen Teil des Zuges abzulösen, um mit dem anderen leichter und sicherer zu entkommen.

„Was tun Sie?“ rief Michael noch einmal, außer sich vor Schrecken, denn der Wagen, den Bestmajer von der rettenden Maschine abtrennen wollte, barg das Köstlichste seines eigenen Lebens, des Polenlandes, der ganzen Welt. „Dieser Wagen muß mit,“ schrie er aus seinem Reitsitz auf den Keuchenden nieder, „der Bürgermeister ist in diesem Wagen.“

Aber des Photographen Hochachtung vor den Gewaltigen dieser Erde war in der Angst um das eigene Leben Schaum und Luft geworden, ihm galt es nur, die Hindernisse raschen und sicheren Entkommens abzuwerfen. Knirschend wichen die Gewinde der Schraube auseinander, die gekreuzten Arme des Mannes drängten sie immer weiter zum Hals hin, Wut und Furcht gaben den sonst schwächlichen Händen des Stubenmenschen einen eisernen Griff. Ein Stampfen und Schlagen hämmerte im Leib des Zuges, der Boden der Wagen zitterte, wie eine Schlange, die einen verletzten Teil ihres Körpers nicht mehr zu schleppen vermag, wurde er immer matter und matter. Schon aber

klafften auch die Schraubenenden frei auseinander und Beſtmajer griff nach dem Doppelhaken.

Da umklammerte Michael ſeinen Pufferſitz mit den Beinen und packte mit den beiden Händen den Kopf des Niedergebeugten. Der Mann ſchrie böſe und wild wie ein angegriffenes Tier, in ſeiner Stellung vermochte er gegen die geringeren Kräfte des Knaben wenig auszurichten, aber er faßte den einen Fuß ſeines Feindes und verſuchte ihn von ſeinem Sitze zu zerren. Michael verlor das Gleichgewicht, mußte mit einer Hand nach einer Stütze greifen, da fuhr ihm gleich die Fauſt des Mannes mit ſchwerem Schlag gegen den Leib, einen Augenblick lang tauchten all ſeine Sinne in Nacht, dann aber warf er ſich mit der vollen Wucht ſeines ſchlanken Körpers wieder nach vorne, verkrampfte ſich in den künſtlerhaft geſträubten Schopf des Photographen und drückte ſeinen Kopf tiefer hinab. Ringend fuhren ſie auf dem ſchwer ſtampfenden Zug dahin. Der Knabe dachte nicht an Tod und Mord, nur dies war in ihm: dieſen Mann zu verhindern, daß er den Wagen abkoppelte, dem Michael zum Schützer gegeben war.

Eine Hand ſeines Feindes ſah er ſehr deutlich vor ſich, die war, hinten abgebogen, um eine Eiſenſtange geſchloſſen und hielt allein noch feſt. Es fuhr ihm als ein Befehl durch den Kopf, daß dieſe Hand loslaſſen müſſe, wie eine Weidenrute ſchnellte er vornüber, faßte die klammernden Finger mit ſeinen jungen, ſcharfen Zähnen und biß heftig zu. Blut quoll ihm in den Mund, er vermochte die Zähne nur ſchwer aus dem Fleiſch zu ziehen, da wich die zerfetzte Hand aus dem Griff und wie ein ſchwerer Sack ſtürzte der Mann zwiſchen die Räder.

Michael ſah um ſich und hatte das ſeltſame Gefühl, irgendwo ſei die Welt eingeſchlagen und ein Loch führe ins Leere. Wie von weither kommend, bemerkte er, daß die Landſchaft verändert war, ſie bewegte ſich nicht mehr neben ihm, die ziehenden Streifen der Fahrt lagen alle feſt im Grünen und Braunen. Der Zug ſtand. Der Knabe ſprang ab, lief voran und ſah die Lokomotive mit etwa zehn der erſten Wagen ſich in raſcher Fahrt entfernen. Was er hier hinten hatte verhindern können, war weiter

vorne geschehen, man hatte sie preisgegeben, sie standen auf der Strecke, und als er zurückschaute, erblickte er unweit die brennende Stadt, die er vor einer langen Zeit, in die eine ungeheure Last von Angst und Gefahr hineingeschlagen war, verlassen zu haben glaubte.

Die Menschen drangen aus den Türen, liefen jammernd hin und her, zertrümmert und qualmend hingen die letzten Wagen an der langen Reihe, Verwundete schleppten sich blutend heran, die getrennten Verwandten rannten schreiend durch die Haufen. Der Bürgermeister selbst wußte nicht Rat, er wehrte die Anstürmenden mit beiden Händen ab, stieß die Ungestümen von sich.

„Da liegt einer!" schrie jemand und zeigte auf einen unkenntlichen Klumpen, der auf der durchfahrenen Strecke unweit der letzten Wagen zwischen den Schienen lag. Niemand hatte Zeit, sich um den Toten zu kümmern, denn Verwundete waren da, die sich aus den brennenden Wagen wanden, Menschen mit Brandwunden, einige hatten sich noch während der Fahrt aus den Fenstern gestürzt und hinkten nun mit verrenkten und zerschundenen Gliedern heran. Michael Jablonski aber suchte in dem Gewimmel von Jammer und Schmerz ein weißes Kleid, und als er sah, daß Hella bei ihrer Mutter war und an ihrem Halse weinte, da war es ihm, als sei nun doch das Wichtigste geschehen, um die Welt wieder zu Ordnung und Glück zu bringen. Langsam näherte er sich dem Mädchen, indem er sich sacht und stetig durch das Getümmel schob, aber es glückte ihm nicht, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Schrecken dieser letzten Minuten hatte das Kind verstört, es gänzlich aus seiner heiteren Welt geworfen, und im Zusammenbruch alles bisher Bestehenden in einem Wirbel wilder Scheußlichkeiten blieb ihm keine andere Zuflucht als die mütterliche Liebe.

Inzwischen hatte sich der Bürgermeister soweit gefaßt, daß er mit einigen seiner Bürger, denen die Besinnung noch nicht ganz abhanden gekommen war, zu einer Art Kriegsrat zusammentreten konnte, in dem man entscheiden wollte, was zu tun sei. An eine Fortsetzung der Flucht mit der Bahn war nicht zu denken, denn es war kaum anzunehmen,

daß die Lokomotive etwa zurückkehren und, nachdem sie ihre ersten Wagen in Sicherheit gebracht, den stehengebliebenen Teil des Zuges holen werde. Ebenso undenkbar aber erschien es, nach der Stadt zurückzugehen. Eine dunkle Wolke preßte die Dächer der Häuser und einige besonders Ängstliche hielten sich verzerrten Gesichtes die Ohren zu, weil sie glaubten, das Geschrei von tausenden hingeschlachteter Opfer zu hören. Man konnte jedoch auch nicht länger auf dieser Stelle bleiben, wenn man den Russen entgehen wollte, denn alle Straßen, die man von hier aus sehen konnte, qualmten von Staub, und man konnte nicht wissen, ob das noch die abziehenden Freunde oder schon die nachrückenden Feinde waren.

Während man noch hin und her redete, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, sah man plötzlich aus dem näher liegenden Dorfe eine gewaltige, gewundene, schwarze Säule sich erheben. Der Rauch stieg fast feierlich und majestätisch hoch, als stamme er von einem auf dem Altar eines großmächtigen Gottes angezündeten Feuer. Die Männer sahen einander in die blassen Gesichter, alle wußten es: da war nun der Feind ganz in die Nähe gekommen.

Plötzlich schrie jemand grell und gellend auf.

Aus einem kleinen Birkenwäldchen, das auf einer Anhöhe in etwa vierhundert Schritten Entfernung stand, trabten Reiter auf kleinen, struppigen Pferden, mit gesenkten Lanzen. Als sie die um die Geleise zusammengedrängte Schar der Flüchtlinge und die Reihe der Wagen bemerkten, hielten sie an und schienen zu beraten, ob diese Ansammlung nicht etwa bewaffneten Widerstand zu leisten vermöchte. Sie waren aber offenbar bald davon überzeugt, daß hier keinerlei Kriegsliſt zu fürchten und leichte Beute zu holen sei, denn mit einmal legten sie die Lanzen ein und sprengten im Galopp auf den Haufen von zitternden Menschen los.

Ein Geheul erhob sich, die Weiber suchten winselnd hinter den Männern Schutz. Aber diese, die den Kopf ganz und gar verloren hatten, rissen sich los und sahen um sich, ob sie nicht noch einen Weg zur Flucht fänden. Es war wie auf einem untergehenden Schiff, wo die Grau-

samkeit der Gefahr nichts über den in jedem Menschen rasenden Trieb der Selbsterhaltung vermag.

Michael Jablonski hatte sich, zur Zeit, als die Flüchtlinge der Kosaken ansichtig wurden, in der Nähe Hellas auf dem Gras niedergelassen, um bereit zu sein, wenn er ihr in irgendeiner Weise zu Diensten sein könnte. Auch er war bei dem Geschrei aufgesprungen und sah den Feind heranstürmen. Aber ihn trieb nichts zur Rettung seiner selbst. Der wilde Sprung der Gedanken umkreiste nur die Möglichkeiten, das Mädchen, das sich da drüben an die Mutter krampfte, in Sicherheit zu bringen. Er hatte keinen Rettungsplan, nicht einmal irgend etwas Zunächstliegendes wollte ihm einfallen, nur dies eine wußte er, daß er irgendwie Hella mitnehmen mußte. Er sprang vor, faßte sie an der Hand und versuchte sie mitzuziehen. Aber Hella, die wie ein verängstigtes Tierchen alles als feindselig auffaßte, was ihr nicht durch Brut und Pflege körperlich aufs innigste vertraut war, schlug ihn ins Gesicht, riß sich los und klammerte sich aufschluchzend wieder an ihre Mutter, die über all dem gräßlichen Geschehen versteint schien.

Es war nicht Zeit zu Zuspruch und Verständigung, denn nun waren auch die Kosaken schon heran und hatten die ganze Schar umzingelt. Während ein Teil zu Pferde blieb und die Lanzen drohend gegen den Haufen richtete, waren andere abgesprungen, drangen in die Menge und begannen mit gierigen und frechen Fäusten dahin und dorthin nach den Dingen zu greifen, die ihren Räubersinn reizten. Es war kein Offizier unter ihnen, den man hätte für das Betragen der Mannschaft verantwortlich machen können, nur ein wildbärtiger, älterer Mann schien als eine Art Unteroffizier den Befehl zu führen. Der Bürgermeister löste sich aus dem Menschenknäuel und schritt auf den Kosaken zu. Man sah ihn neben dem kleinen, struppigen Pferdchen stehen, sah, wie er die Hand erhob, um seinen Vorstellungen mehr Gewicht zu verleihen. Vielleicht hatte diese Bewegung den Kosaken gereizt, oder er war überhaupt wenig geneigt, sich auf Verhandlungen einzulassen — die Antwort des Russen war ein Faustthieb mitten in das blasse, ruhige Gesicht des Mannes neben ihm.

Und als wäre dieser Schlag das Zeichen für die Feinde gewesen, ihr Plünderungsgeschäft mit allem Nachdruck von Püffen und Stößen zu betreiben, so fielen sie nun hart über die Flüchtlinge her, rissen ihnen die Ringe, Uhren und Broschen mit roher Gewalt fort, wühlten schamlos in den Kleidern der Frauen, daß sich ein verzweifeltes Schreien, Weinen und Jammern erhob. Die Ausgeplünderten trieben sie von der einen zur anderen Seite, wo sie verstört und zitternd sich aneinander drängten.

Michael Jablonski stand dicht bei Hella und ihrer Mutter, als zwei der wilden Kerle über sie herfielen. Während der eine der Frau Bürgermeisterin die zweifach um den Gürtel geschlungene Uhrkette abnahm und sie in den Brotbeutel stopfte, riß der andere Hellas weißes Kleid und tappte nach dem goldenen Kreuz, das ihr an einem schmalgliedrigen Goldgerinsel in die pfirsichzarte Brust niederhing. Da war Michael dem Räuber mit einem Satz an der Kehle. Wie ein Hund, der seinen Herrn blindlings verteidigt, ohne Abwägung seiner Kraft gegen die des Feindes, sprang er ihn an und packte ihn mit den Händen an der Kehle. Der Kosak wandte sich überrascht um, schüttelte ihn mit einem gewaltigen Ruck ab und schlug ihn, ehe der Knabe ihn zum zweitenmal angehen konnte, mit dem bleigefüllten Endstück der Nagaika über den Kopf. Wie das Klirren eines ganzen zusammenstürzenden Berges von Geschirr klang es in Michaels Schädel, zuletzt verlor sich alles in ein schrilles, immer dünner ausgezogenes Läuten...

Es war Nacht, als Michael wieder den Weg zu sich selbst und in die Welt fand. Sein Kopf war geschwollen und mit Blut überronnen, es schien ihm, als wehe der Nachtwind durch ein Loch eisigkalt in sein Gehirn, dann wieder fraß ein Schmerz ätzend heiß um sich. Um ihn war es dunkel und finster, der Zug stand noch da, aber alle Menschen waren fort, nur erbrochene Koffer und zerrissene Bündel mit Kleidungsstücken und Wäsche lagen um den Bahndamm.

Stöhnend barg Michael den Kopf in den Händen, sein Denken war ein Wühlen in Schmerz und Wunden. Man hatte das Mädchen aus dem Bereich seines Lebens genommen, vielleicht hatten ihre Eltern mit ihr die Flucht

fortsetzen können, vielleicht hatten sie die Russen mitgeführt, wer sollte ihm das sagen.

In die Hochsommernacht begann der Morgen hineinzuleuchten, geheimnisvoll, wie aus den Tiefen anderer Welten und Zeiten. Er erhob sich und ging im Bahngeleise der Stadt zu. Gebannt starrte er auf den roten Flammenbaldachin, der über ihr ausgebreitet war, hatte des Weges nicht acht, stolperte und stürzte auf eine weiche, schlüpfrige Masse, die zwischen den Schienen lag. Es war der zermalmte Körper eines Menschen, der irgend einmal — wann war das wohl geschehen? — im Ringen mit einem anderen von einem rollenden Zug geschleudert worden war. Nicht einmal das Grauen vermochte etwas über Michaels eisige Starrheit.

Nach einer Weile kam er an eine russische Postenkette, wurde beschossen und schwenkte in einen Wald ab. Tagsüber lag er im Gesträuch eines steinigen Abhangs, briet in der Sonnenglut, hungerte und litt Durst. Erst nachts machte er sich wieder auf die Wanderung, kam in ein Dorf, wo man ihm Brot und Wasser gab aber das Wichtigste, wonach er begehrte, Nachricht über das Schicksal der Flüchtlinge, nicht geben konnte. Acht Tage lang trieb er sich in der Gegend herum, hielt sich über Tag versteckt, schlich nachts durch feindliche Stellungen, hörte mehr als ein Geschoß an seinem Kopf vorüberpfeifen, fragte in den Dörfern immer wieder und immer vergebens nach dem Verbleib der Gefangenen.

Als er eingesehen hatte, daß es ihm nicht gelingen werde, ihre Spur zu finden, löste er sich aus diesen Wäldern und schlug den Weg nach Westen ein. Schon war die Landschaft weit hinaus von den Russen erfüllt, jedes Dorf war von ihnen besetzt, und hungernd mußte Michael sich durchschlagen. Eines Nachts aber brachte er die vordersten russischen Linien hinter sich, und eine Stunde später leuchteten ihm im Walde die Biwakfeuer der Österreicher. Man nahm ihn dort nicht ohne Mißtrauen auf, da man den zerrissenen, schmutzigen, verhungerten Menschen, der nachts im Walde herumstrich, nicht ganz ohne gute Gründe für verdächtig nahm; er mußte ein strenges Verhör durch-

machen, und nur das Eingreifen eines polnischen Hauptmanns rettete ihn davor, von einem übereifrigen Leutnant kurzerhand als Spion behandelt und an den nächsten Baum geknüpft zu werden.

Als er den Verdacht des Verrates glücklich von sich abgewendet hatte, gab man ihm zu essen, und mit Rührung sahen die Landsturmleute, zu denen er geraten war, wie er alles, was man ihm reichte, in sich schlang. Wie ein zugeflogener hungriger und frierender Vogel, der sein Nest verloren hat, blieb er am Feuer, und als man am nächsten Morgen weitermarschierte, trieb man ihn nicht fort, sondern ließ ihn, der sich durch viele kleine Dienste nützlich zu machen suchte, mitziehen. Nach einigen Tagen fand er die Kappe eines Toten und setzte sie an Stelle der Mütze, die er bisher getragen hatte, auf den Kopf. Man gab ihm nach und nach auch die andern Bestandteile der Uniform, und so wurde aus dem Jungen durch viele Zwischenstufen ein Soldat, nicht auf dem Wege über Kasernenhof und Exerzierplatz, sondern in Marsch und Gefecht.

Er war eifrig und tapfer, treu und hingebend, alle liebten ihn, und wenn oft bei fürchterlichen Märschen die Feldküchen nicht nachkommen konnten und der Hunger den Soldaten im Leibe fraß, dann waren auch die Härtesten um ihn besorgt und darauf bedacht, ihn nicht leiden zu lassen. Michael aber ging durch alles das, durch Not und Gefahr, durch Mühen und Tod wie durch viele kalte und leere Zimmer, deren Wände ohne Schmuck sind und die in einem gleichmäßigen grauen Licht liegen. Zu Beginn des Winters wurde die ganze Armeegruppe, zu der sein Regiment gehörte, in die Karpathen geworfen, um den russischen Ansturm abwehren zu helfen. Zwei Tage lang waren sie auf der Eisenbahn, und als sie am Abend des zweiten Tages zwischen den tief verschneiten Waldbergen dahinfuhren, trieb es Michel an, den überfüllten Wagen zu verlassen und sich für eine Weile einen Platz auf dem Dach in der frischen Winterluft zu suchen. Er schwang sich hinauf und kletterte auf dem Dach nach vorn, um seine Beine vom Rand baumelnd hinabhängen zu lassen. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, so gewahrte er zu seinem Er-

ſtaunen, daß gerade unter ihm ein Menſch auf den Puffern ritt. Es war kein Soldat, ſondern ein Mann in einem Zivilanzug und da er keinen Hut trug, konnte Michael auch ſeine künſtlerhaft aufgedrehte Mähne deutlich erkennen. Der Junge beugte ſich weit über den Rand des Wagens und im ſelben Augenblick wandte der Menſch den Kopf nach oben.

Michael ſah in Beſtmajers blaſſes Geſicht, das wie eine Maske des Haſſes grell im ſchwarzen Grund der Wagenwand ſtand. Als er aber ſich noch weiter vorbeugend der ſeltſamen Erſcheinung feſt ins Auge ſchauen wollte, da löſte ſie ſich wie ein Hauch in der Schärfe ſeines Blickes auf, und Michael ſah nichts als die Furchen, die die raſche Bewegung der Fahrt in dem Bahnkörper zog.

In der nächſten Station meldete ſich Michael Jablonski bei ſeinem Hauptmann und brachte mit vielem verlegenen Stammeln die Bitte vor, der Zugskommandant möge den Zug nicht weiter fahren laſſen. Der Hauptmann war faſſungslos, aber da er wie alle Offiziere dem Jungen gnädig geſinnt war, wollte er doch herausbringen, was Michael zu dieſem abſonderlichen und noch nie dageweſenen Verlangen getrieben hatte; Michael jedoch war nicht zu bewegen, den Grund ſeines Begehrens anzugeben, und ſo mußte der Hauptmann ſich kopfſchüttelnd mit der Erklärung begnügen, daß die übermäßigen Anſtrengungen der letzten Wochen und die lange Fahrt in dieſem allzu jungen Menſchen eine vorübergehende Verwirrung des Geiſtes angerichtet hätten.

Der Zug wurde abgelaſſen, ſchon eine Stunde ſpäter aber ereignete ſich ein Zuſammenſtoß mit einem entgegenkommenden Laſtzug, bei dem es eine Anzahl Toter und eine größere Menge Schwerverletzter gab.

Als die Karpathenſchlacht ihrem Ende nahte, machten ſich abermals Truppenverſchiebungen nötig, die den Durchbruch bei Gorlice vorbereiten ſollten. Michael Jablonski, der ſeinem Oberleutnant als Diener zugewieſen worden war, fuhr diesmal in einem Wagen dritter Klaſſe. Er hatte in einer Ecke des Wagens geſchlafen, erwachte plötzlich mitten in der Nacht wie von einem befehlenden Ruf und öffnete noch halb ſchlaftrunken das Fenſter, um zu ſehen, wo man ſich eben befände. Als er den Kopf vorſtreckte,

ſah er einen Mann im Nachbarfenſter lehnen, der ihm ein weißes wie Phosphor leuchtendes Geſicht zugewendet hielt und ihn unabläſſig anſtarrte. Es war im Dunkel der Nacht dieſelbe Maske des Haſſes, die er ſchon einmal geſehen hatte.

Michael wollte den Kopf zurückziehen, um nach dem Körper ſeines Nachbarn zu ſehen, da fuhr ihm ein ſpitzer, glühender Schmerz nadelſcharf durch das linke Auge. Er ſchrie auf und wand ſich ſogleich auf dem Boden des Wagens, ſein Augapfel ſchien berſten zu wollen, in ſeinem Gehirn riß eine Zange Stücke aus, er zitterte am ganzen Leibe bis in die Enden der Glieder. Der raſch herbeigeholte Regimentsarzt ſtellte feſt, daß dem Jungen eine ſpitze, glühende Kohle in das Auge gedrungen war, und da ihm die raſche Entfernung nicht gelingen wollte, mußte Michael von der nächſten Station aus nach Wien auf die Klinik geſandt werden. Die Ärzte fanden, daß Hornhaut und Iris zerriſſen und verbrannt und die Netzhaut zum größern Teile zerſtört waren und daß man, um das andere Auge zu erhalten, zur Operation ſchreiten müſſe.

Man nahm ihm das unbrauchbar gewordene Auge aus der Höhle und wies ihn, da er zur Front nicht mehr tauglich war, dem leichteren und wenig anſtrengenden Dienſt im Kriegspreſſequartier zu. Dort lernte ich ihn kennen, und als ich ihn fragte, ob er den Verluſt ſeines Auges nicht bedauere, ſagte er mit einem Lächeln, wie ich es vorher nur bei ganz reifen und alten Leuten gefunden habe, die dem Leben kein Wunder mehr abzugewinnen hoffen: „Mir iſt ein einziges Auge genug für die Welt.“

⁂ ⁂ ⁂

Ich berichte dieſes Schickſal nur, wage es nicht zu deuten, die Urſachen und Wirkungen in ſeinem Verlauf nicht zu verknüpfen, weiß nicht, wie Schuld und Sühne vor einem höheren Richter verteilt ſind. Ich habe nur noch ſeinen irdiſchen Abſchluß hierherzuſetzen.

Michael Jablonski fand vor kurzem den Tod auf einer Eiſenbahnfahrt. Er hatte, ſeiner Neigung folgend, das Dach des Wagens erklettert und bei der Durchfahrt unter einer Brücke wurde ihm von einem tief herabreichenden Balken der Kopf vom Rumpf getrennt.

Der Osten an den Westen

Wir haben unsere Pferde getränkt
Im Narew und im Bug,
Haben Warschau aus den Angeln gehängt
Und Kowno — Zug um Zug,
Wir haben Stellung auf Stellung berannt,
Und stürmten sie Schritt um Schritt
Und wußten die Herzen im Vaterland
Stürmten und jubelten mit.

Und wir dachten an euch, die ihr fern im West
Um Gräben und Trichter ringt,
Für die der Krieg noch kein herrliches Fest
Das frohen Sieges bringt,
An euch, die im Regen von Eisen und Blei
Ausharren in ewiger Schlacht —
Wir beten für euch, daß machtvoll und frei
Auch euch bald die Stunde erwacht.

Die Stunde, wo westwärts ein neues Ziel
Euch Harrenden endlich winkt,
Die euch bei Altkirch, Verdun und Lille
Die frohe Erlösung bringt,
Die euch zu herrlichen Siegen weckt,
Zum Stürmen von Sieg zu Sieg
Euch, die ihr uns den Rücken jetzt deckt,
Im blutigen Stellungskrieg. —

Wir stürmen — ihr haltet. Das gleiche Blut
Strömt in welschen und russischen Sand,
Derselbe herrliche, deutsche Mut
Dringt vorwärts und hält stand.
Es ist ein heiliges, ehernes Band,
Das uns deutsche Krieger umschlingt!
Schützt ihr im Westen das Vaterland,
Bis hier Rußland zu Boden sinkt!

Hans Caspar von Zobeltitz

Princeton University Library
32101 066456581

See-Totenlied

Von

Hans Reiſiger

Im Rücken uns ſank die Sonne,
Blendete den Feind;
Drei Schiffe, drei ſtählerne Brüder,
Wir feuerten vereint.
Sturm und klares Wetter
Leuchtete weit umher,
Um uns mit gläſernen Bergen ſtieg das Meer.

Wir ließen die Rohre klingen
Lauter als Sturm und See.
Wir hörten die Heimat ſingen
Tief hinter Äquators Höh'.
Wir ſahen in Blitz und Hölle
Zerſpringen unſere Wehr,
Sahen das ungeduldig klaffende Meer.

Uns brach ein ſtolzes Schreien
Aus unbewegter Bruſt,
Das Herz von Kampf noch dröhnend
Verſchlang uns Todes Luſt.
Hoch ſtieg um uns der Abend
Sturmklar und weltenleer.
Auf uns mit gewaltigen Händen ſchlug das Meer.

Wir ſahen ein Flaggenſchwingen,
Dann Heimathafen traut,
Sahen uns Roſen bringen,
Roſen für Weib und Braut.
Wir ſanken mit offenen Augen,
Nun ruhn wir ſo leicht, ſo ſchwer,
Über uns, dunkle Glocke, läutet das Meer.